



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Hefen** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Paradiesvogel.

Roman von Paul Oskar Höcker.

(12. Fortsetzung.)

Das moderne Großstadtpublikum hat ein kurzes Gedächtnis. Ein gesellschaftliches Ereignis, ein Klatsch, eine künstlerische oder politische Sensation wird nur so lange besprochen, wie die Zeitungen sich damit beschäftigen. Rasch verblaßt dann die Erinnerung. Und wird der Name, an den sich das heftigste aufklackernde oder künstlich hochgepeitschte Interesse heftete, nach ein paar Wochen zufällig wieder genannt, so greift sich der ewig zerstreute Großstädter an den Kopf und fragt: „Gernot . . . Gernot? War nicht etwas auf der Rennbahn mit ihm?“ . . . „Nein, im Reichstag.“ . . . „Bewahre, er hat sich von seiner Frau scheiden lassen.“ . . . „Richtig, die ist ihm durchgegangen. Nicht? Mit einem gewissen Soter. Sirt von Soter.“ . . . „Unfinn, das stimmt auch nicht, ein Baron von Gamp war's, der flüchtig geworden ist. Und zwar wegen einer Pedigreegeschichte oder so etwas.“ . . . „Ja, ja, ja, wie war das doch nur gleich?“

Auch in den dem Reichstag und dem politischen Leben näherstehenden Kreisen war das Interesse für den Ehrenhandel, in den sich der Abgeordnete Doktor Gernot verwickelt gesehen hatte, merklich erlahmt, seitdem die Notiz in die Blätter gelangt war, er hätte die Sache beim Gericht anhängig gemacht. Man wartete nun ganz gelassen die historische Entwicklung der Dinge ab.

Der Feuilletonist der Montagszeitung hatte sich indes schon wieder andere Opfer ausgesucht, und auch Gernots politischer Gegner, der Pole Szulsk, schien vorläufig keine Lust zu verspüren, an den von ihm herausgeforderten Skandal zu rühren.

Gerade als der Reichstag Sommerferien machte und sich vertagte, konnte der Justizrat Bressentin seinem Klienten Nachricht über das Schicksal der beim Moabiter Amtsgericht erhobenen Beleidigungsklage geben: die Verhandlung sollte im September vor dem Schöffengericht stattfinden. Die Zeitungen brachten bloß eine kurze Gerichtsreporternotiz darüber. Für die weitere Öffentlichkeit maßten die Redaktionen dem Fall Gernot in seinem augenblicklichen Stadium keine Bedeutung bei.

In der letzten Besprechung, die Gernot mit seinem Rechtsvertreter hatte, bevor er Berlin zu einer Wahlkreisreise verließ, wies der in der Großstadtpsychologie wohl erfahrene Jurist darauf hin. Er meinte lächelnd: „Das Publikum verhält sich stets so. Zuerst werden die Nachrichten verschlungen . . . ein, zwei Tage lang liest es die Zeitungsberichte über einen Ehrenhandel oder Skandalprozeß noch vor den wichtigsten Telegrammen aus dem Inland und Ausland und noch vor

den Feuilletonberichten über die Premieren der Lieblingsdichter. Aber schon am dritten Tage hat es die Sache satt. Ich gebe Ihnen die Versicherung: wenn es im September nun überhaupt nicht zur Verhandlung käme, kein Mensch würde etwas vernüßten.“

„Vielleicht. Außer mir.“

Bressentin nickte. „Gewiß. Aber die Geschichte ist doch auch für Sie lediglich nur noch Formsache. Daß man dem Herrn Herausgeber des Montagsblattes die Absicht einer Ehrenkränkung nachweisen wird, das steht ja fest. Er wird verdonnert und wird sich damit, wie schon mehrfach in solchen Fällen, zufrieden geben, falls die Sache für ihn bei einer nicht allzu hohen Geldstrafe ihr Bewenden hat. Und mehr erreichen wollen Sie doch selbst nicht.“

Die erste zornige Aufwallung hatte sich bei Gernot allerdings schon längst gelegt. Und je weiter der Sommer vorrückte, desto mehr verlor für ihn die Erledigung der Klage an Wichtigkeit.

Seine Ruhe, seine Sicherheit und seine Sorglosigkeit waren's, die auch Altas geheime Unrast dann mehr und mehr einlullten. Es gab schon ganze Tage, an denen sie des schwebenden Prozesses mit der ihrer harennden Verhandlungsaufregung überhaupt nicht gedachte. Und überfiel sie plötzlich doch einmal wieder die Furcht vor dem Frühherbst, dann ergab sie sich einem ihr selber bisher ganz fremden Fatalismus. Die Würfel waren im Rollen — wie sie fielen, das konnte sie nicht regeln.

Anfang Juli waren sie aus dem geräuschvoller gewordenen Schwarzburg nach dem versteckt an der mecklenburgischen Küste gelegenen Seebad Graal übergesiedelt. Die sonnige Sommerstille an dem waldreichen Ostseestrand war so gar nicht für große Erregungen geschaffen. Eine gewisse Streitmüdigkeit machte sich bei Alta bemerkbar. Sie fühlte in dieser harmonischen Umgebung ein wahres Bedürfnis nach Feiertagsfrieden, nach Seelenfrieden in sich. Und mit dem Wunsch kam auch schon die halbe Erfüllung. Es war ihr eine unendliche Wohlthat, hier so ganz und gar von der Bergangeneit mit ihren steten Aufregungen loszukommen. Zum erstenmal in ihrem Leben gab sie sich dem Genuß wirklicher Ferien hin. Sie wollte nur dem Tag, nur der Stunde leben. Was die Zukunft brachte, das sollte ein Ding für sich sein, das sollte einem ganz anderen Dasein angehören.

Diese Weichheit in ihr, die etwas Wundes hatte, gewann ihr die zartfümmige Sabine: das Verhältnis, das sich schon zu

lockern begonnen hatte, wurde wieder inniger, wieder wärmer zwischen ihnen.

Den großen, tiefen Kummer freilich, der sie bedrückte, verriet Sabine auch ihr nicht. Sie verheimlichte ihn selbst ihrem Vater.

Eines Tages nämlich — noch im Juni in Schwarzburg — hatte sie vernommen, daß Wjtschnewski an Bord eines Kreuzers eine Auslandsreise mitmachte. Sie ahnte natürlich, daß der Abfözung seines Berliner Kommandos und der Abkommandierung zum Seebienst irgend eine tiefere Bedeutung beizumessen war. Vermutlich war Heinrichs Vater bei dessen vorgesezier Behörde vorstellig geworden. Seinem Einfluß war es wohl nur eine Kleinigkeit gewesen, das zu erreichen. Sabine empfand es als tiefe Kränkung: die Verwandten des jungen Offiziers suchten sie geflissentlich zu trennen. Und Zweifel an Wjtschnewski selber stiegen in ihr auf, da er sich so widerspruchslos dem Willen seiner Eltern fügte.

Daß sie's irgendwie Asta hätte entgelten — auch nur empfinden lassen, weil er dem hämißchen Klatsch keine Nahrung geben wollte. Aber die Stimmung der paar Stunden, die er in dem stillen Seebad verlebte, wirkte immer noch lange in ihm nach. Asta hatte jetzt nicht mehr den pridelnden Zug für Gernot, er sah auch nicht mehr die pikanten Zäuber ihres Wesens, die früher so stark auf seine Sinne gewirkt hatten, es schien sich eher etwas Hausfräuliches in ihr entwickeln zu wollen. Ihre fast ein bißchen melancholische Weichheit bedrückte ihn zuerst — in der Erinnerung löste sie dann aber eine um so zärtlichere Empfindung in ihm aus.

Wenn noch irgend ein Zweifel, leise, unwägar, unfahbar, in ihm auftauchen wollte — oder über ihn hinauschte wie eine schwüle Luftwelle, die ihm für ein paar Sekunden den Atem verstopfte — dann brauchte er nur der innigen Harmonie zu gedenken, die zwischen Sabine und „Bizemama“ herrschte, und auch die letzte Ungewißheit schwand.

Ende August, als es mit dem mecklenburgischen Schulfertienßluß noch stiller in dem schmutzen kleinen Seebad geworden war, kam Gernot auf eine halbe Woche zu Besuch. Er stieg im Gasthof ab, während die beiden Damen in einer Pension am Walde wohnten. Auf vertraumten Spaziergängen durch den wundervollen Forst oder an der Küste entlang, wo sie oft stundenlang keiner Menschenseele begegneten, lenkte Gernot mehrmals das Gespräch darauf, wie er sich den nächsten Winter dachte. Er wollte Sabine, die ihm so still und bedrückt schien, zu verstehen geben, daß sie im Berliner Leben trotz der vorläufig noch ablehnenden Haltung des Hauses Wjtschnewski eine glänzende Rolle würde spielen können, wenn sie selbst nur mochte.

Aber am Abend vor seinem Abschied rückte Sabine mit einem Plan heraus, der ihn eigentümlich bewegte und seine schon so festlich gewordene Bräutigamsstimmung stark herabminderte.

„Weißt du, Väterchen,“ jagte sie, im Weiterschreiten am Strand entlang seine Hand fassend, „den nächsten Winter möchte ich am liebsten überhaupt nicht in Berlin verleben. Ich hab' so hin und her gedacht, und schließlich sagt' ich mir: ich könnte vielleicht für einige Zeit ins Ausland gehen — nach England — so teils der Sprachstudien halber, nicht wahr, und dann auch . . .“ Sie brach unter einem leisen Zittern in der Stimme, etwas flüchtiger werdend, ab: „Irgendwo würden wir doch gewiß ein hübsches Unterkommen ausfindig machen. Meinst du nicht? In einem Pensionat vielleicht. Ich hab' ja ein paar Freundinnen, die dort Bescheid wissen.“

Er schwieg zunächst darauf. Auch Asta, deren Schritt zögernder geworden war, fast schleppend, äußerte sich nicht. Stets trübte sich der Ausdruck ihrer Augen, wie ein grauer Schleier war's, der sich vorschob und ihren Glanz dämpfte, wenn die Mahnung an das Später in die vertraumte Idylle hereinklang.

Gernot hatte seinen Arm in den von Sabine gelegt. Nach längerem Schweigen fragte er endlich leise: „Das soll aber doch keine dauernde Trennung sein, Kleine?“

Sie schüttelte den Kopf. „Es hängt mir ja selber vor der Einsamkeit,“ flüsterte sie dann.

Die Sonne war ins Meer gesunken. Sie blieben am Wasser stehen. Keines sprach. Aber Gernot sah, wie es langsam aus Sabinens Augen hervorperlte und über ihre Wangen rann.

In diesem Augenblick empfand er sein Verlöbniß mit Asta wie eine Last, mindestens wie eine Schuld an seinem Kind. Er wußte: es war eine Regung mädchenhafter Scham, die es Sabine verwehrte, Zeugin seines neuen Eheglücks zu werden. Und er fühlte auch Sabinens schwermütige Trauer um ihre Mutter, deren Andenken ihrer Meinung nach nun aus seinem Leben auschied.

Ihrem Plan widersprechen mochte er nicht.

Aber als er sich am anderen Morgen verabschiedete, hielten sie einander ein paar Sekunden lang innig, ja geradezu angstvoll in den Armen fest. Und es geschah mit unbewußter Heimlichkeit: — Asta sollte nicht ahnen, was dabei durch ihre Seele ging.

In diesen Wochen der schwülen Ruhe, die Asta in Momenten des Aufschreckens doch nur wie die Ruhe vor dem Sturm empfand, drängte ihr eine plöbliche Schwermut, ein banges Verlassenheitsgefühl die Feder in die Hand.

Es zwang sie dazu, Theo endlich Antwort auf das Schreiben zu geben, das sie von ihm damals in Schwarzburg erhalten hatte. Sie lautete:

„. . . Ich bin alt geworden. Theo. Du würdest mich nicht wieder erkennen. Sei froh, daß Du mich auf gute Art losgeworden bist. Ich schreibe Dir aber nicht bloß, um Dir diesen armseligen Trost zu geben. Nein, Deine bitteren, grausamen Worte haben in mir nachgewirkt, nachgewirkt, haben mich so tief vor mir selber gedemütigt, daß ich in diesen letzten Wochen über mich und mein Leben in großer Verzweiflung nachgedacht habe. Denn jetzt weiß ich: es ist verpflücht wie Deines. Diese Zeilen, die letzten, die Du von mir bekommst — mag sich mein Schicksal gestalten wie es will — sollen Dir darum das eine sagen: Du hast einem unglücklichen, mit zerrissenem Herzen herumirrenden Menschen einen Peitschenschlag gegeben, den er nicht verdient hat. In der ersten Verwirrung damals, in der Angst, besonders unter Papas Einfluß, der ja immer nur die Geldseite der Dinge betrachtet, da hab' ich ja allerdings bloß an die äußere Zukunft gedacht. Aber Du hast mir bitter unrecht getan mit dem versteckten Vorwurf, ich hätte Dir damals am Wannsee eine Komödie vorgespielt: als wir im hellen Maijonnenschein wieder an die alten Zeiten erinnert wurden und von dem Schönen, was sie uns geboten haben, schwärmten. Ob Du mir heute glaubst, Theo, werde ich ja nie erfahren. Denn Du sollst mir hierauf nicht antworten. Kein Wort. Ich will nur von jetzt an, wo ich diese Zeilen in Deinem Besitz weiß, das Gefühl haben: wenigstens den ehrlichen Versuch hab' ich gemacht, mich in Deinen Augen von dieser Schuld reinzuwaschen. Denn ich habe eine solche Sehnsucht nach Frieden — ach, ich kann Dir's nicht schildern. Dein Syrien, Dein Bombay — ich hab' es hier erlebt, wo Du mich in einer fatten Versorgung so mollig eingebettet glaubst. Es ist vielleicht töricht, unflug und überspannt, daß ich Dir das schreibe. Aber gebiete Du einer Trauer. — Das Zittern ums Glück hat mich so elend gemacht, daß ich's jetzt, wo es mich lockend streift, mit den müden Händen nicht mehr fassen kann. Laß Dir's gut gehen, Theo. Komm recht bald ein hübsches, junges, rotbackiges, lustiges Mädel zur Frau. Sieh nicht auf die halbe Million, wenn Du auf die Brautschau gehst. Sieh lieber darauf — daß es keine Sigt von Soter ist. Denn es haftet Unheil an uns. Ich erleb's jetzt zum zweiten Male. Asta.“

Dieser Brief ward verschlossen, vorläufig aber noch nicht zur Post gegeben. Asta wollte nicht, daß der Aufgabestempel ihren Aufenthaltsort verriete. So trug sie den Brief denn mit sich herum — zuweilen versucht, ihn wieder zu öffnen, zu



Fliegenfang.

Gemälde von Joseph Stevens.

lesen, dies und das auszustreichen, ihn vielleicht auch in seiner ganzen Tonart zu ändern. Denn ihre Stimmungen wechselten, und nicht in jede ihrer Stimmungen fügte sich alles, was sie in dem Schreiben aussprach — oder was und wie sie's andeutete. Ein paarmal wollte sie den Brief ganz und gar vernichten. Immer von neuem indes widerstand sie der Verführung. Es erschien ihr im Grunde doch wie eine gute Tat, daß sie Theo diese halbe Beichte ablegte. Und trotzdem der Brief seine Reise noch nicht angetreten hatte, fühlte sie doch schon eine große Erleichterung.

In der darauf folgenden Woche verließen sie das Diseebad. Sabine hatte unterdessen mit einer Schulfreundin korrespondiert, die in Edinburg verheiratet war. Von der waren ihr ein paar Adressen von guten Pensionen aufgegeben worden. Und so gedachten sie denn von Hamburg aus an Bord eines Überseedampfers gemeinsam die Überfahrt nach Southampton auszuführen, um für Sabine ein hübsches Unterkommen ausfindig zu machen.

Als der Leichter „Kehrwieder“ sie in Cuxhaven an Bord gebracht hatte, setzte sich Sabine in den Damensalon und schrieb ihrem Vater noch einen Gruß auf einer Karte, die Asta mit unterzeichnete.

Mit diesem Blättchen zusammen wanderte Astas Brief dann endlich mit: Theo konnte dem Poststempel des Amerikafahrers nicht entnehmen, wo die Schreiberin des Briefes jetzt weilte.

Er entnahm dem teils wirren, teils sentimentalen Schreiben, das ihn am anderen Tage in Frankfurt erreichte, zunächst nur das eine, daß Asta sich in ihren Hoffnungen schwer getäuscht zu haben schien. Wie eine glückliche Braut schrieb sie jedenfalls nicht. Leidenschaft und Liebe, Sehnsucht und

Haß, Schwärmerei und bittere Anlage — diese Gefühle hatte Asta in seiner Brust in tollem Wirbel im Verlauf der Jahre geweckt. Nun regte sich zum allererstenmal Mitleid in ihm.

In den nächsten Tagen war er ein ganz anderer. Der schmerzliche Klang ihres Schreibens ging ihm nicht mehr aus dem Sinn. Er fühlte das Band, das sie verknüpfte, wieder so deutlich — gerade jetzt, wo sie's endgültig durchschneid.

Hätte sie ihm durch Angabe irgend einer Adresse die Möglichkeit gegeben, er wäre wahrhaftig, wie er ging und stand, zu ihr hingereit.

Gneitsch merkte wohl, daß irgend etwas in Theo vorging. Sogar Dittrich empfand es. In diesen Sommermonaten hatten sich die Beziehungen zwischen den drei Herren immer besser, immer herzlicher gestaltet. Die beiden Kompagnons hatten noch oft eingehend über den jungen Gamp gesprochen. Sie waren jetzt beide mit ihrer Wahl durchaus zufrieden. Gamp war genau der, den sie brauchten. Auch die Reisen, die er im Geschäftsinteresse unternehmen mußte, führte er mit tadellosem Erfolg aus. Sowohl in Luxemburg als auch in Kopenhagen war es ihm gelungen, bei der Einrichtung der Filialen für die Stammfirma Vorteile und Sicherheiten herauszuschlagen, auf die seine beiden Chefs überhaupt nicht gehofft hatten.

Dittrich sprach sogar das große Wort aus: „Ich möin als, denne, wo so dumm über en schwäge, könnt mer noch net emol so viel Zutraue schenke als ihm selber!“

Der Meinung war der Rittmeister auch: Gamp war ein grundehrlicher Kerl, trotz der Entgleisung, die ihm nun noch immer nachgetragen wurde.

So zerstreut, so abwesend wie in den letzten Tagen hatten sie ihn noch nicht gesehen, seitdem er bei ihnen im Geschäft war.

Gneitsch, der im Gegensatz zu seinem Teilhaber auch noch für andere Interessen als die das Geschäfts zu haben war, pflegte eifrig die Zeitungen zu lesen.

Eines Morgens bald darauf — man schrieb schon September — glaubte er den Grund von Camps seltsamer Verstärkung erkannt zu haben.

„Heute findet vor dem Berliner Schöffengericht der Prozeß Gernot-Heinroth statt,“ sagte er zu Dittrich, ihm das Blatt hinschiebend, das eine kurze Bornotiz gebracht hatte. „Möglich, daß sie da den alten Zauber wieder hervorbramen.“

Dittrichs Sorge war es schon immer gewesen, daß durch den Prozeß der Name des Barons von Camp stark bloßgestellt werden könnte.

Aber Theo von Camp zeigte sich gerade im Verlauf dieses Tages wieder so völlig bei der Sache, er war so vertieft in die Arbeit, die ein paar wichtige Besprechungen mit Kunden ihm verriechen, daß der Rittmeister schließlich von seiner Vermutung abkam.

Wenn der Prozeß es gewesen wäre, der Theo beunruhigte, so hätte er doch ausgerechnet heute nicht diese Frische und Gewandtheit in den verschiedenen Verhandlungen zur Schau getragen! Was war es also sonst?

Am nächsten Morgen ließ sich Gneitsch, noch während er beim Anziehen war, die Zeitung bringen, um unter den Berliner Depeschen die über den Ausgang des Prozesses herauszufinden.

Auch Dittrich schwang sich ausnahmsweise dazu auf, das Morgenblatt zu lesen.

Ziemlich erregt sprachen sie dann beide darüber. Aber sie brachen unvermittelt ab, als Camp ins Kontor eintrat.

Theo schien wieder ganz der Alte. Bis spät in die Nacht hinein, so berichtete er, hatte er den Vertrag, der mit verschiedenen neuen Lieferanten getroffen werden sollte, durchgearbeitet, er hatte die Fakturen durchgesehen, neue Berechnungen aufgestellt, und auf deren Grund glaubte er noch rasch ein paar Änderungen vorschlagen zu sollen, bevor die Lieferungsverträge unterzeichnet wurden. Er war schon wieder mitten drin im größten Geschäftseifer und riß die beiden Herren, die seine Vorschläge sehr annehmbar fanden, sogleich mit sich fort.

Mehrmals am Tage — in kleinen Arbeitspausen — schwebte dem Rittmeister eine Frage auf der Zunge. Aber Camp schien es gar nicht zu bemerken.

„Donner noch eins; macht er einem nun bloß was vor?“ sagte Gneitsch gegen Abend zu Dittrich.

Der zuckte die Achsel. „E merkwürdiger Mensch, e merkwürdiger!“

Als Camp nach Geschäftsfluß, ziemlich ermüdet, wie zumeist, nach Hause gelangt war, kam der Fabrikbote mit einer Anfrage des Rittmeisters ihm nach, ob er daheim bliebe und abends noch zu sprechen wäre.

Er sagte zu; die Umständlichkeit fand er freilich etwas auffällig.

Gneitsch klopfte eine halbe Stunde später bei ihm an, blieb zunächst aber in der Tür stehen. „Da Sie mir erlaubt haben, heute noch zu kommen, Camp, müssen Sie sich's auch gefallen lassen, daß ich gleich aufs Ziel losziehe.“

„Aufs Ziel?“

„Ja. Sonst mach' ich sofort wieder linksrumkehrt. Denn daß ich heute nicht übers Wetter, über Dittrichs neueste Krawatte oder über die Stahlpreise mit Ihnen plaudern will, das können Sie sich doch wohl an den zehn Fingern abzählen.“

„Diese Themen wären für einen lauen Herbstabend ja immerhin äußerst anregend,“ scherzte Theo, obwohl ihn irgend etwas im Ausdruck seines Besuchs beunruhigte.

„In Berlin war gestern die Verhandlung Gernot-Heinroth. Das wissen Sie doch.“

Theo fuhr herum und sah den Rittmeister mehr verdutzt als erschrocken an. Dann suchte sein Blick den Abreißkalender über dem Schreibtisch am Hoffenster.

„Ich hab das . . . ganz übersehen gehabt . . . hab' im Geschäftseifer gar nicht ans Datum gedacht.“

Wie er das sagte, hörte sich's so glaubwürdig an, so verwunderlich es einem Fremden erscheinen mußte, daß der leise Argwohn in Gneitsch sich sofort wieder legte.

„Sie waren in der letzten Zeit ein paarmal so seltsam, Camp. Ich hatte da einen Zusammenhang gewittert. Darin täuschte ich mich also. Der Ausgang der Verhandlung hätte mir's aber erklärt.“

„Nun — wie hat die Sache geendigt?“ fragte Theo, jetzt doch sichtlich erregt.

„Vorläufige Vertagung. Neuer Termin anberaumt. Aber Doktor Heinroth hat nichts von seinem Artikel zurückgenommen — auch nichts von dem, was er vor Zeugen im Reichstagsvestibül über die Braut des Klägers und deren Vater ausgesagt haben soll. Und er erbietet sich — den Wahrheitsbeweis zu erbringen.“

Theo stand eine Weile wie erstarrt.

„Was weiß der Mensch von der ganzen unseligen Geschichte?“ fragte er endlich.

„Mir scheint, er weiß mehr davon als Doktor Gernot. Denn sonst würde der sich doch überhaupt nicht auf einen solchen Prozeß eingelassen haben.“

„Wahrheitsbeweis?! . . . Mein Himmel, er will das ganze Glend von damals wieder hervorwühlen? Jetzt? Jetzt?! Wo man sich endlich wieder durchgebissen, durchgerungen, durchgeradert hat?!“

Der Rittmeister hatte seinen Panama abgesetzt, den Stock trug er noch immer in der Hand. Er ließ sich, ohne eine Aufforderung abzuwarten, in den Schaukelstuhl am Fenster sinken. „Weiß der Kuckuck, wo der verfluchte Zeitungsmensch seine Wissenschaft zusammengeholt hat. Er muß in aller Stille nachgeforscht haben. Vielleicht hat er Herren vom Regiment ausgefragt. Die Sache ist ja oft genug wieder durchgehelt worden im letzten halben Jahre. Gestern Abend auch schon hier bei uns — ein Besuch meiner Frau fing davon an. Sonst stofffremde Leute, aber plötzlich riesig interessiert. Wenn die sogenannten guten Freunde einem was Unangenehmes zu sagen haben, dann erinnern sie sich ja stets auffallend plötzlich, daß sie einem noch einen Besuch schuldig sind.“

Theo glaubte alledem zunächst das eine entnehmen zu müssen, daß der Prozeß, wenn sein Name wirklich mit hinein verwickelt ward, auch seine Stellung hier in der Firma erschüttern würde. Da Gneitsch die Zeitungen nicht mitgebracht hatte — er glaubte seinen Schützling ja unterrichtet — so schickte Theo die Wirtin nach dem Blatte. Sie brachte die Zeitung dann, da die Geschäfte schon geschlossen waren, aus einem benachbarten Restaurant. Verstört las er den Vorbericht.

„Wo war Asta?“ fragte er dabei fast zitternd.

„Sie soll sich auf Reisen befinden — in England — mit ihrer künftigen Stieftochter.“

„Aber man ladet sie zum nächsten Termin?“

„Hier steht's ja — da, in der folgenden Nummer.“ Er wies mit dem Finger darauf und las: „Die Partei Heinroth beantragt als Zeugen zu vernehmen . . .“

Theo starrte ganz entgeistert in das Blatt. Sein Name war da genannt — der seiner geschiedenen Frau, seines Schwiegervaters, eines New-Yorker Vereiters und eines Stallmannes Bogladki, z. Bt. in Nagy-Devna, der auf dem Sirt von Soterischen Gestüt tätig gewesen war: es war derselbe, der die Winka a. d. Gudrun in der kritischen Stunde für ihn gesattelt hatte.

„Das heißt also: man rollt den ganzen Prozeß auf, der damals niedergeschlagen worden ist?“

„Ja. Ich hab's übrigens nicht anders erwartet.“

„Dann ist es also — mit meinem Bleiben hier bei Ihnen — vorbei?“

„Das ist damit ja noch nicht gesagt. Was mich persönlich betrifft, lieber Camp, so wissen Sie ja wohl: mein Vertrauen haben Sie trotz allem.“

„Sonst hätten Sie sich meiner auch damals nicht angenommen,“ sagte Theo.



Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl.

Magda.
Gemälde von Conrad Riefel.

„Ich wünsche also nur das eine, daß Dittrich, der ja allerdings in mehrfacher Hinsicht zur Spezies Angsthase zählt, fest bleibt.“

Theo atmete tief auf. „Man wird mir vor Gericht Punkt für Punkt vorhalten . . . Und dann bin ich ruiniert. Gerade wie damals. Es ist nicht anders . . . Herr meines Lebens, was soll daraus werden?“

„Es kommt ganz allein auf Sie an, auf Ihr Auftreten vor Gericht, wie sich die öffentliche Meinung damit abfinden wird.“

Der Rittmeister stand auf und ging erregt, sich dabei auf seinen Stock stützend, im Zimmer hin und her. Nach einer Weile hielt er wieder still und sah ihn bedeutsam und prüfend an.

„Vereidigen wird man Sie wohl nicht. Und täte man's, dann hätten Sie ja gefälligst das Recht, die Aussage zu verweigern.“

„Dadurch würde es für mich nur schlimmer.“

„Eben. Darum meine ich, daß Sie vor Gericht genau Klarstellen müssen, wie weit eine Schuld Sie trifft.“

„Ja. Das ist selbstverständlich.“

„Gut. Eine ehrliche Beichte ist immer das Gesündeste und Mannhafteste. Und so scheußlich, so peinlich, so überflüssig und niederträchtig die ganze Prozeßmeierei von diesen Berliner Diktatoren für uns alle ist — ein Gutes bringt sie Ihnen: Gelegenheit zu so 'ner Art Großreinemachen, möcht' ich sagen.“

Theo blickte düster vor sich hin. „Kehraus der Hoffnungen,“ sagte er bitter.

Scharf hatte sich Gneitsch nach ihm umgewandt. „Nein, für Sie nicht Kehraus. Aber für die anderen. Sie werden die jetzt endlich einmal brandmarken — die Leute, denen die Hauptschuld an Ihrem Unglück zufällt. Sie werden der Gesellschaft die Maske vom Gesicht reißen. Sie werden sich rächen für Syrien und für Bombay.“

Es war wieder die alte Fehdejudt in Gneitsch.

Aber die letzten Worte weckten in Theo mit zwingender Macht die Erinnerung an Aftas Brief.

Alles, was der Rittmeister sagte — und wie er's sagte — klang ehrlich und überzeugend, fast kameradschaftlich. Aber ganz im Hintergrunde — das empfand Theo immer klarer — wirkte doch der Mitinhaber der Firma Dittrich u. Co. mit. Es konnte Gneitsch und seinem Teilhaber ja allerdings nicht gleichgültig sein, wenn ein Angestellter des Hauses, der sich mehr und mehr in eine Vertrauensstellung hineinarbeitete, von außen her mit Steinen beworfen wurde. Wenigstens mußte alles geschehen, um seine Verfehlung als das hinzustellen, was sie in Wirklichkeit gewesen war: einen leichtsinnigen Jugendtreich, den er unter dem Zwang besonderer Verhältnisse, vor allem unter dem Einfluß Sirt von Soters und seiner Tochter, ausgeführt hatte. Aus allem, was er in seiner längeren Rede vorbrachte, klang geradezu Haß gegen Afta — obgleich er sie persönlich ja gar nicht kannte.

„Sie denken sich das unglückliche Weib vielleicht doch in zu schwarzen Farben,“ sagte Theo, schwermütig vor sich niederstarrend. „Die Schuld, die sie an meinem Elend getroffen hat, die hat sie auch schon gebüßt. Es geht ihr schlecht genug.“

„So? Sie jetzt Himmel und Hölle in Bewegung, den' ich, um eine glänzende Partie zu machen.“

Wieder sann Theo dem Wortlaut ihres letzten Briefes nach. „Sie mögen mir's als Schwäche auslegen,“ sagte er endlich tonlos, „aber ich kann mich von dem Mitleid nicht freimachen.“

„Mitleid? — Gamp!“

Theo zögerte noch, ganz unschlüssig mit sich. Endlich ging er zu seinem Schreibtisch, schloß ihn auf und holte Aftas Brief heraus. „Lesen Sie!“

Der Rittmeister stellte sich ans Fenster und las im Widerschein der Lichter des gegenüberliegenden Stockwerks. Die Hände im Kreuz verschränkend, den Kopf hinab gebeugt, durchmaß Theo das Zimmer. Er fühlte sich tief erschöpft, gequält, gepeinigt. Als Gneitsch ein paarmal spöttisch, wenn nicht höhnisch kurz auflichtete, zudte er zusammen.

Schließlich ließ der Rittmeister den Briefbogen sinken und faltete ihn stumm zusammen. Da das Schreiben kein Datum trug, griff er nach dem auf dem Schreibtisch liegenden Umschlag und prüfte den Aufgabestempel.

Theo blieb mitten im Zimmer stehen. „Sie schweigen?“ „Was soll ich auch darauf erwidern, Gamp? Wenn Sie sich nicht selbst sagen: man merkt die Absicht — und man wird verstimmt.“

„Die Absicht?“

„Sie zu rühren.“

„Es hat mich gepackt. Ja. In tiefster Seele.“

Gneitsch nickte. „Ja, armer Freund, wenn Sie noch immer Idealist geblieben sind — trotz der Jahre da draußen in der großen Welt, wie kann dann ich, den die kleine Welt hier zum Zweifler gemacht hat, Ihnen die Augen öffnen —“

„Es zittert ein Ton darin, der nachklingt. Ich bin nicht mehr frei davon geworden.“

Nun stieß der Rittmeister heftig mit dem Stock auf. „Ja Teuerster, das ist aber doch die durchsichtigste Stimmungsmacherei, die die Welt je erlebt hat. Ein paar Tage vor dem Prozeß ruft sie sich Ihnen mit hyperfementalen Worten ins Gedächtnis. Spielt die Unglückliche. Ja, possiblich, sie weiß doch: Sie haben sie in der Hand! Menschenskind, durchschauen Sie denn die Politik nicht? Das ist ja reine Spiegelschere.“

Theo litt fast körperlich unter den rauhen Worten des Rittmeisters. Er klammerte sich dabei fast mit der Angst eines Ertrinkenden an die Illusion.

Aber unbarmherzig, nüchtern und klar führte Gneitsch seine Kritik zu Ende.

Es war wie ein Ningen zwischen ihnen.

Schließlich wandte der Rittmeister die Sache auch mit einer bestimmten Absicht auf die juristische Seite:

„Wer sagt Ihnen denn, daß sich jetzt nicht etwa die Staatsanwaltschaft der Geschichte annimmt? Das wäre doch nicht ausgeschlossen? Die Zivillage ist damals nicht angestrengt worden. Es war damals auch noch mehr ein Klatsch als ein bestimmter Verdacht. Zudem waren Sie außer Landes — der Amerikaner hatte nach dem Eingehen des Gauls kein Interesse mehr, er starb dann ja wohl selbst — und wo kein Kläger, da kein Richter. Aber wenn jetzt ein schneidiger Herr Staatsanwalt in dem Handel mehr als einen Dolus gegen Patterson erblickt? Bei dem Verkauf damals ist doch wohl das Pedigree mit hinübergeschickt worden? Wenn er nun plötzlich eine Urkundenfälschung herauskonstruiert? ‚Intellektuelle‘ nennt man's in der Richtersprache. Wer hat sie dann begangen, he? Sie oder Soter?“

„Martern Sie mich doch nicht so!“ sagte Theo, die Hände gegen die Schläfen pressend.

„Ich wollte es Ihnen bloß zu bedenken geben. Schützen Sie sich dagegen, wie Sie wollen und können. Aber an der einen Überzeugung halten Sie fest: die Partei Soter und Genossen wird Sie nicht schonen. Was die Ihnen aufpacken können, das werden sie nicht selbst tragen. Sehen Sie sich also vor, Gamp. Seien Sie klug — um Himmels willen nicht sentimental!“

Ganz niedergebrochen blieb Theo zurück, als sein Besuch dann ging.

Nun sah er freilich Aftas Schreiben in einem anderen, einem trüberen Licht. — Er stand ganz allein auf der Welt, das wußte er in dieser Stunde.

In den nächsten Tagen stürzte er sich mit verdoppeltem Eifer in die Arbeit. Sie war das einzige, was ihn über die grausame Zerrißenheit hinwegbrachte. Und er hing um so mehr daran, weil doch die Gefahr bestand, daß er sie bald wieder verlor. Stellung, Ruf und Brot standen jetzt wieder auf dem Spiel. Gneitsch hatte es ihm ja unbeschönigt dargestellt.

Oft hielt er mitten in einer Verhandlung oder mitten in der Schreibarbeit, auf einem Geschäftsweg, einem Gang durch die Fabrik oder bei einem Besuch des Lagers für ein paar Sekunden im Denken inne. Ein schwerer Druck legte sich auf

seine Schläfen. Er schloß dann die Augen und gab sich ganz dem ihn durchwühlenden Schmerz hin.

War seine Sünde denn so riesengroß, daß er nun wieder ins Glend hinausgepeitscht werden mußte, kaum daß er sich dies Mjhl durch seinen angestrengten Fleiß, seine Unermüdblichkeit, sein redliches Streben, sein Ringen um das Vertrauen seiner Umwelt erworben hatte? Sollte er wieder für alles büßen, während der eigentliche Urheber aller Schuld frei ausging?

Nein, nein, nein, es sollte und mußte nun endlich zur Abrechnung kommen! Ziel er dabei — so durften die Mitschuldigen nicht auf ihrer erlogenen Höhe im Glanz stehen bleiben.

Und doch zitterte durch seine Seele dieser wunde, rührende, fast demütige Ton von Aftas Schreiben. Und er sah sie wieder vor sich — er fühlte ihre Küsse wieder und fühlte ihre Wärme.

Die Post brachte ihm eines Morgens eine gerichtliche Zustellung: er wurde zu dem in der Beleidigungsflagge Gernot wider Heimroth am 17. September, morgens zehn Uhr vor

dem Schöffengericht zu Moabit stattfindenden Termin als Zeuge vorgeladen.

Als er am Vorabend des kritischen Tages die städtische Halle des Zentralbahnhofs betrat, brauste der Zug ein, der nach kurzem Aufenthalt von hier über Straßburg und Lyon nach Marseille weiterging.

Es war derselbe Expres, den er vor Jahren benutzt hatte, um möglichst rasch ins Ausland zu entkommen und jede Spur hinter sich zu verwischen. Und es war fast die gleiche Lebenslage. Nur daß damals noch immer eine Hoffnung für ihn draußen in der Fremde lag — heute, wo er die Welt in ihrer vollen Härte und Grausamkeit kannte, nicht mehr.

Die Versuchung, die ihn beherrschen wollte, schüttelte er mit einem Schauer von sich ab.

Nein, sein Weg war ihm klar vorgezeichnet. Es war die gerade Marschroute der Wahrheit. Und er durchschritt pochen- den Herzens das Bitter und setzte sich in den Nachtschnellzug Frankfurt-Berlin. (Fortsetzung folgt.)

Zur Tierphysiognomik.

Von Dr. Ernst Schäff (Hannover).

Die von Aristoteles begründete, jahrhundertlang auf dessen Anschauungen beruhende, von Lavater arg übertriebene und in Mißkredit gebrachte Physiognomik, d. h. die Lehre von den Beziehungen bzw. Parallelen zwischen der äußeren Erscheinung, besonders dem Gesichtsausdruck, und den geistigen und seelischen Eigenschaften sowie den Stimmungen des Menschen, diese in der Neuzeit wieder auf ein vernünftiges Maß beschränkte und wissenschaftlich begründete Lehre läßt sich mit gewissen Einschränkungen auch auf die Tiere ausdehnen. Aristoteles empfahl schon, bei physiognomischen Studien die menschlichen mit tierischen Gesichtszügen zu vergleichen, womit er zugestand, daß auch den Tieren, oder wenigstens manchen unter ihnen, ein bestimmter Gesichtsausdruck eigen sei. Von verschiedenen höheren Tieren ist uns der vorwiegende charakteristische Zug so geläufig, daß seine sprachliche Bezeichnung in unseren Wortschatz übergegangen ist und allgemein angewendet wird. Wir schreiben z. B., minder höflich als bezeichnend, einem Menschen mit wenig geistreichem, um nicht zu sagen: dummem Ausdruck ein Schafsgesicht zu; wir sprechen von Fuchsgesicht, Adlerblick, Fischaugen usw. Meist werden zu solchen Vergleichen und Bildern Tiere des täglichen Lebens oder doch allgemein bekannte Erscheinungen aus der Tierwelt herangezogen, aber auch bei zahlreichen anderen Arten finden wir einen ganz bestimmten Zug, der nicht selten mit den inneren Eigenschaften seines Trägers zusammenstimmt, und häufig können wir aus dem jeweiligen Gesichtsausdruck eines Tieres auf dessen Stimmung oder Gemütsverfassung schließen. Hierfür möchte ich im Folgenden eine Anzahl Beispiele bringen.

Selbstverständlich ist bei denjenigen Tieren, die über eine gut ausgebildete Gesichtsmuskulatur verfügen, der Ausdruck am prägnantesten und das Mienenspiel am lebhaftesten. Das sind besonders die Affen. Alle Gemütsbewegungen, alle Seelenzustände, alle Leidenschaften prägen sich bei diesen anatomisch und psychisch am höchsten stehenden Tieren am deutlichsten aus und in ganz ähnlicher Weise wie bei uns, oft allerdings auch übertrieben und verzerrt. Daß das Auge des Affen schlechthin als tückisch zu bezeichnen sei, wie es z. B. Brehm tut, muß ich in Abrede stellen. Weder der Schimpanse noch der Orang, weder der Hulman noch der Kapuzineraffe haben tückische Augen, selbst die gewöhnlichen Javaner-, Hut- und Ahefusaaffen zeigen meist nur dann einen tückischen Ausdruck, wenn sie durch Neckerieen, denen sie freilich leider in unseren Zoologischen Gärten nicht nur von Kindern, sondern oft genug auch von unverständigen Erwachsenen ausgeföhrt

sind, zu boshaften und hinterlistigen Geschöpfen geworden sind. Junge Affen aller Arten haben im Auge einen vollkommen kindlichen Ausdruck, zu dem allerdings die zahlreichen Falten und Runzeln, die wir bei uns als Attribute des Alters anzusehen gewohnt sind, in seltsamem Gegensatz stehen. Unzweifelhaft boshaft und tückisch ist der Blick der großen, erwachsenen Mandrills und Drills, und bei ihnen ist in Wahrheit das Auge der Spiegel der Seele. Selbst bei den ausgewachsenen, riesigen Pavianmännchen möchte ich aber den Gesichtsausdruck eher selbstbewußt und ernst als böse nennen; auch sind diese mit außerordentlicher Kraft begabten und mit einem fast raubtierartig furchtbaren Gebiß ausgerüsteten Affen nicht gefährlich, wenn nicht ihr Charakter durch falsche Behandlung verdorben ist. Geradezu Furcht und Schrecken erregend ist ohne Zweifel die gräßliche Physiognomie des erwachsenen, männlichen Gorillas mit seinen boshaften, stehenden Augen, den vortragenden Knochenwülsten, der breit gedrückten Nase und der breiten, vortretenden Schnauze. Alle amerikanischen Affen dagegen, soweit ich sie kenne, viel leicht mit Ausnahme der Brillaffen, denen durch ihre reiche Kopfbehaarung ein besonderes Aussehen gegeben ist, haben eine ansprechende, harmlose, fast kindliche, manchmal etwas larmoyante Physiognomie.

Minder lebhaft als bei den Affen ist das Mienenspiel und damit der Ausdruck des Gesichtes bei den Raubtieren. Vorweg nehmen möchte ich unsern treuen Hausgenossen, den Hund, da er infolge jahrtausendelanger Domestikation in seinen geistigen und seelischen Eigenschaften ganz sicher eine große Vervollkommnung erfahren hat, die auch in seinem Auge zum Ausdruck kommt. Jedem wohlherzogenen Hund kann man die Treue und Anhänglichkeit aus dem Gesicht ablesen, ebenso wie bissige Hunde eine ganz andere Physiognomie haben, besonders einen scheuen, nicht offenen und freien Blick. Daß der Hund vernügt und traurig aussehen kann, weiß jeder, der ihn einigermaßen mit Interesse beobachtet, und daß z. B. Wut und Zorn das Hundegesicht in ganz auffallender Weise verändern und geradezu verzerrt, ist allbekannt. Übrigens kann man sich bei der Beurteilung der Physiognomie von Hunden auch täuschen. Bulldoggen, Boxer, Mastiffs usw. machen durch ihre Gesichtsbildung meistens einen gefährlichen, nicht selten böartigen Eindruck, sind es aber in der Regel nicht; sie sind meistens gerade so anhänglich und gutmütig wie andere Hunde, wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß es — ebenfalls gerade wie bei anderen Rassen — auch bissige und tückische Individuen unter ihnen gibt, nicht



Der Dittendor.
W. H. W. W. W.

selten wohl infolge falscher Behandlung, unter Umständen auch von Mandresfur. Je nach der Rasse ist die Physiognomie der Hunde verschieden. Wie majestätisch und ruhig selbstbewußt schaut der prächtige Bernhardiner drein, wie sanguinisch der Terrier, wie klug und aufmerksam der Pudel, wie anmaßend und aufgeblasen der Mops! Ziehunden sieht man nicht selten, wie ihren Besitzern, die Mühen und Beschwerden ihres Daseins im Gesicht an, während andererseits die Falten und Runzeln, die dem englischen blood-hound (nebenbei bemerkt, einer bei uns sehr selten vertretenen Rasse) das äußerst charakteristische Gepräge verleihen, die Physiognomie des Tieres gewissermaßen fälschen, da sie nicht von Kummer und Sorge herrühren.

Die wildlebenden Raubtiere haben ein sehr verschiedenartiges physiognomisches Gepräge. Manche lassen die Räuber-natur in deutlichster Weise erkennen, so Tiger, Jaguar, Leopard; andere haben einen starken Zug von Gutmütigkeit, so z. B. die Bären, der Gepard; noch andere verraten in Blick und Aussehen List und Verschlagenheit, wie die Füchse und Schakale, während wieder andere, z. B. die Nasenbären, manche Schneumonns und Marder, einen Zug von Neugier aufweisen und einzelne geradezu sanftmütig und freundlich aussehen, so die kleinen südamerikanischen Tigerkaten mit ihren großen, dunklen Augen, der Bickelbär u. a. m. Der König der Tiere, der Löwe, hat eine so eigenartige Physiognomie, daß wir bei ihm einige Augenblicke besonders verweilen müssen. Die wallende, das ernste Gesicht umrahmende Mähne verleiht dem Tier etwas hervorragend Imponierendes, das fast an den vatikanischen Zeus oder den Moses Michelangelos gemahnt. Die so stark wie bei keinem anderen Raubtier ausgebildete Gesichtsmuskulatur, durch deren Spiel die lose Haut an Stirn, Wangen und Lippen in wechselnde Falten und Wülste gezogen werden kann, ermöglicht dem Löwen ein ebenso wechselndes, lebhaftes Mienenspiel. Man sehe sich in einem Zoologischen Garten einen schlafenden Löwen an, vergleiche den gereizten, den sehnsüchtig die Mahlzeit erwartenden, jenen, der sich von seinem Wärter streicheln läßt — wie verschieden in allen diesen Fällen der Ausdruck des Gesichtes! Selbst Alter und Krankheit verleihen dem Löwenantlitz eigenartige Züge. Ich habe hier im hannoverschen Zoologischen Garten einen ehemals wegen seiner Schönheit bekannten, jetzt im Laufe längerer Jahre greisenhaft gewordenen Löwen in Pflege, dessen Gesicht so weilschmerzlich und entsetzend aussieht, als wenn er seine „Rechnung mit dem Himmel“ schon gemacht hätte. Tiger haben oft etwas ausgesprochen Graujames im Ausdruck, ebenso Leopard und Jaguar, wogegen, wie erwähnt, der Jagdleopard oder Gepard mit seinen großen, dunklen Augen in einem verhältnismäßig kleinen, runden Kopf entschieden sanft aussieht. Dem Tiger verleihen die starren und in solcher Stärke bei keinem anderen Raubtier vorkommenden Schnurrbarthaare noch einen besonderen Zug, der an das martialische Aussehen eines alten, schnurrbartigen Kriegers erinnert. Übrigens ist bei den Raubtieren die Physiognomie aller Vertreter einer und derselben Art nicht immer gleich, sondern wechselt individuell ab. Ich habe z. B. nebeneinander in benachbarten Käfigen ein Paar unbändige Sunda tiger und einen alten Bengaltiger, deren Physiognomien denkbar verschiedenartig sind — jene wild, grausam, diese ruhig und zufrieden, fast sanft. Die großen Bären gelten schon von Alters her als gemütlich. Das macht größtenteils der plumpe, etwas schwerfällige Bau, aber das Bären gesicht hat durch die kleinen unstillen Augen etwas Falsches, zur Vorsicht Mahnendes, das auch dem Charakter dieser Tiere entsprechen dürfte. Bei den kleineren Raubtieren äußern sich im Gesichtsausdruck mehr List, Schlaueit, Neugier, erstere beiden Eigenschaften in hervorragendem Maße bei unserm Keineke Fuchs und seiner Sippe.

Tiere mit langen Köpfen, verlängerten, rüffelartigen Nasen (Spitzmäuse, Spitzhörnchen, Tapire) haben leicht etwas Schnüffelndes im übertragenen Sinne, als ob sie überall herumspionierten, ihre Nase in alles steckten. Es gehört dazu gleichzeitig aber eine gewisse Beweglichkeit, die z. B. dem Schwein und dem Ele-

fanten abgeht, weshalb man bei diesen Tieren den eben gezeichneten Eindruck nicht hat. Große Augen, besonders wenn sie dunkel sind, lassen stets Sanftmut, oft mit Neugier gepaart, vermuten. Das sehen wir bei manchen Nagern, z. B. Eichhörnchen, Murrentieren, Zieseln, Mäusen, ferner bei vielen Antilopen, kleineren Hirschen und derartigen Tieren. Aber auch bei diesen wechselt der Ausdruck des Gesichtes mit dem Wechsel in der Stimmung. Man sehe sich z. B. einen Rehbock an, der zur Brunstzeit hinter seinem Gitter mit zurückgelegten Ohren, verdrehten Augen und aufgezogener Oberlippe auf- und abspaziert und nichts sehulicher wünscht, als den vor ihm stehenden Beschauer mit seinem spitzen Gehörn zu bearbeiten! Wo bleibt da die vielgepriesene Sanftmut des Rehes? Pferde lassen am Blick des Auges in deutlichster Weise ihr Temperament und ihren Charakter erkennen, wovon man sich leicht überzeugen kann.

Ich könnte noch viele Beispiele dafür anführen, daß sich bei Säugetieren innere Eigenschaften mit bestimmten Physiognomien vereinigt finden, möchte mich aber mit obigem begnügen und noch einiges über andere Tiergruppen hinzufügen. Vögel haben nur ausnahmsweise ein Mienenspiel, das sich bei ihnen zur Hauptsache auf Sträuben des Gefieders in der Erregung oder auf Anschwellen und Räten von Hautlappen, Karunkeln und dgl. beschränkt. Es fehlt ihnen eben die Gesichtsmuskulatur. Schnabelform, Kopfbildung, Haltung und Bewegung verleihen dem Vogel seine Physiognomie. Sanft und ruhig ist ohne Zweifel der Ausdruck mancher mit dunklen Augen versehener kleinen Singvögel, z. B. Kottkehlchen, Nachtigall usw., während sich bei anderen, z. B. den Meisen, eine gewisse Neklust ausdrückt, beim Zaunkönig unverdrossene Munterkeit, beim Kleiber List, beim Spazek Furchheit, bei der Schwalbe Frohsinn. Kühn und mutig ist der Gesichtsausdruck der Adler und Falken, hauptsächlich wegen der von den vorragenden Stirnbeinfortsätzen überdachten, etwas tief liegenden Augen, die an die von den zusammen- und über der Nase nach untengezogenen Augenbrauen überragten Augen eines kühnen Menschen gesichtes erinnern. Die lebhafteste Farbe mancher Raubvogel augen (nicht aller, denn die Falken haben durchweg braune Iris) erhöht den Eindruck der Schärfe, wemgleich andere, z. B. manche Eulen, trotz gelber Augen einen sanften, friedlichen Ausdruck zeigen. Dieser wird noch erhöht durch das am Tage wenigstens ruhige Wesen, das träge Augenblinzeln und den dicken, wie von einer Haube umgeben aussehenden Kopf. Einen entschieden falschen Ausdruck haben Reiher, Rohrdommel, Kormoran, wogegen der Storch würdevoll, der Marabu nachdenklich erscheint. Besonders dieser letztere Vogel fällt jedem Beschauer durch seine Physiognomie auf, die an die Karikatur eines alten Bureaukraten oder Gelehrten erinnert. Der kahle Schädel, die hochgezogenen Schultern, die Fraak und weiße Weste nachahmende Färbung des Vogels, das alles gibt ein unsagbar komisches Bild. Bei keinem anderen Vogel liegt der Vergleich mit einem Menschen näher als beim Marabu.

Zuweilen genügt eine einzige typische Bewegung, um der Physiognomie eines Vogels einen charakteristischen Zug zu verleihen. Als Beispiel hierfür möchte ich die Lufane oder Pfefferfresser anführen, die die Eigentümlichkeit haben, wenn sie einen Gegenstand ins Auge fassen, den Kopf etwas schief zu halten. Es hängt dies mit der Ausdehnung des riesigen das Gesichtsfeld einengenden Schnabels zusammen, und ebenfalls dürfte hierauf die relativ große Beweglichkeit der Augen zurückzuführen sein. Beides gibt diesen Vögeln etwas eigenartig Komisches, als ob sie gewissermaßen alles unter die Lupe näßmen und sehr genau prüften. Daß der Puter, besonders zur Paarungszeit, wenn er bei jeder Gelegenheit seinen roten Kopf bekommt, auf uns den Eindruck des ausgesprochensten Choleraikers macht, dürfte wohl niemand in Abrede stellen. Ebenso sicher hat der afrikanische Strauß trotz seiner großen und nicht unschönen Augen für uns etwas Beschränktes, da wir unbewußt fühlen, daß in dem unproportioniert kleinen Kopf nur ein kleines Gehirn Platz findet. — Weit weniger noch als den Vögeln, ist den Kriechtieren und Lurchen eine besondere Phy-

fiognomie eigen, d. h. eine solche, die mit der menschlichen zu vergleichen wäre. Immerhin wird man dem Laubfrosch, den Eidechsen, z. T. auch den Schildkröten ein kluges Gesicht zuschreiben dürfen; das Auge der Krokodile falsch, das der meisten Schlangen kalt und starr, ausdruckslos oder abschreckend nennen (wobei allerdings wohl oft die allgemeine Voreingenommenheit gegen Schlangen überhaupt mitwirkt).

Den meisten Fischen geht ein typischer Ausdruck ab, wenn gleich z. B. dem Hecht mit seinen gelben Augen die Räuber-natur ins Gesicht geschrieben steht. Zu dem gänzlich fehlenden Mienenspiel kommt hier der Mangel an Augenlidern und

zum Teil eine große Beschränkung der Beweglichkeit des Auges, um den Fisch ausdruckslos oder die Physiognomie aller Fische fast gleichmäßig stumpfsinnig erscheinen zu lassen.

Dies allmähliche Schwinden der bezeichnenden individuellen Physiognomie, je weiter wir in der Reihe der Wirbeltiere von den am höchsten stehenden zu den den letzten Platz einnehmenden herabsteigen, dürfen wir mit Recht als einen Beweis dafür ansehen, daß der Ausdruck des Gesichts und wohl am meisten der des Auges in direkter Beziehung zu den geistigen Eigenschaften der Tiere steht und daß es auch bei diesen eine Physiognomik gibt.

Der Dorfstenor.

(Zu unserer doppelseitigen Seite.)

Bua — des is a Gaudi, bal' da Sepp singt!
 Wie dees Van' so grell in die Ohr'n einflingt! —
 'No', Manche, die lacha — die Van'n hab'n an Soru —
 Und d'Veandel'n verhalten sich meistens die Ohr'n,
 Bis Mana dann schreit: „Jah, hör' auf mit dein Plär'n!
 Du singst ja ganz falsch, dees kann net hör'n!“
 „J,“ moant da Sepp, „tat iaz gar falsch singa?
 Dees zu beweis'n — dees wird dir net g'linga;

I bin a Tenor, dees sag'n alle Lent, —
 's hat höchstens da Hansel halt falsch begleitet!“
 „Ja, ja,“ lacht da Schmied, „da Hansel is schuld,
 Und mir hab'n mit dir allwei' z'weni Geduld.
 Es is ja bekant, gar manche tuat's geb'n,
 Die nig san und stark in der Einbildung leb'n:
 Sie san ebbas Groß's; da g'hörst aa dazua; —
 Und drum is's uns liaba: — du laßt uns a Quah!“

Da schau't er, da Sepp, und all's fangt an 's Lacha, —
 Und z'legt lacht aa mit — was will er denn macha! —

*) Mit der Zither.

Peter Auzinger.

Hallig Hooge.

Von Anka Mann.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von G. Breuer in Hamburg.



Kirchwarf

Die Zeit, die große Weltenswanderin, geht über das Land dahin und legt ihre schwere Hand auf alles, was alt ist und gebrechlich. Das drückt sie zu Boden. Aber ihr schöpferischer Geist bläst toten Dingen seinen Odem ein, daß sie zu neuem Leben und neuen Taten erstehen.

„Vorwärts!“ heißt heute

die Losung, die alles beherrscht, den Geist und die Materie. Und wie in

einem Kaleidoskop wechseln Stadt und Land, Moral und Sitte ihr Gewand.

Deshalb mutet es mich seltsam an, ja, ich glaube zu träumen, wenn ich meinen Fuß auf das fruchtgesegnete, totgeweihte Land der Hallig Hooge setze und sehe, daß alles ist wie immer, so wie es vor zehn und zwanzig Jahren war, so wie es zur Zeit des Plinius war, der erzählt: „Sie sind ein armseliges Geschlecht. Auf unsicherem Lande haben sie Hügel mit den Händen aufgeworfen, so hoch, als man weiß, daß je die Flut gedrungen ist. Somit gleichen sie Schiffen, wenn das Meer alles rund umher bedeckt, Schiffbrüchigen, wenn es zurückgewichen ist. Sie schlingen Rohr

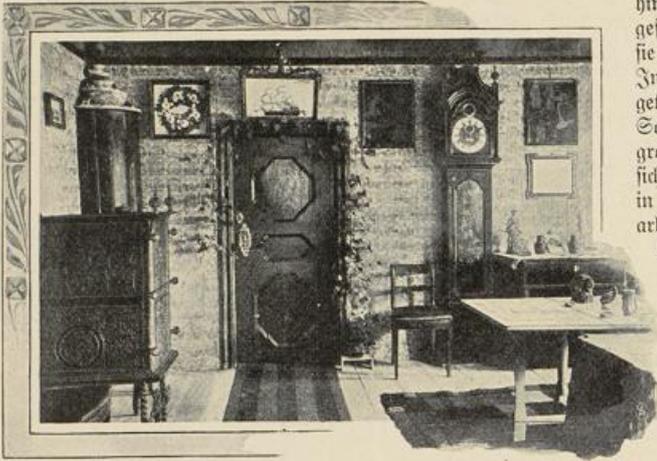
und Binsen zu Seilen und knüpfen Netze daraus, um auf die mit dem Meere entweichenden Fische Jagd zu machen. Mit ihren Händen formen sie Net, den sie mehr im Winde als in der Sonne trocknen, um ihre Speisen und kalten Glieder zu wärmen.“

Was Plinius vor 1900 Jahren von den Friesen erzählt, das paßt auch heute noch auf den Halligbewohner. Nichts ist von altem Brauch genommen, wenig hinzugetan. Und hätte man nicht die Standuhr in dem Königspesal mit ihrem dumpfen Stundenschlag, und wäre da nicht das neue Telegraphentabel zwischen Amrum und der Kirchwarf, man würde sagen, die Zeit, die große Weltenswanderin, hätte den Weg bis zur Hallig Hooge nicht zu finden gewußt.

Das Telegraphentabel will mir, dem müden Großstädter, in diesem Paradies des Stillstandes nicht gefallen. Als im Pastorat der Apparat mit einem Schrank und einer Batterie von 70 Elementen aufgestellt wurde, den zu bedienen der Pastor sich sofort erbot, da erschien mir dies zum mindesten stilllos. Die Eingeborenen aber waren anderer Meinung. Treibeis und Stürme hatten ihnen schon manchen bösen Streich gespielt. Die Postverbindung war überdies bei gutem Wetter selbst recht mäßig; und als man dann auf der Insel den einundneunzigsten Geburtstag des Kaisers Wilhelm I. feierlich beging, nachdem dieser schon längst im Mausoleum zu Charlottenburg beigesetzt war, da wurde einmütig und mit zäher Energie auf Anschluß an das Kabel bestanden.

Sonst aber ist alles so wie immer.

Auf dem künstlichen Hügel, den Menschenhand mühsam wenige Meter über dem grünen Halligboden aufgetürmt hat, stehen die Häuser. Fünf, sechs Häuser auf einer Warf. Ohne diese Warfen wäre die Hooge und wären mit ihr die anderen Inseln unbewohnbar, denn jede Hochflut setzt den Halligplan unter Wasser, sie überschwemmt das grüne Wiesenland, und tosend brechen die Wellen sich an der sanft aufsteigenden Böschung. Auf die Warf hinauf flüchten sich Mensch und Vieh, wo die Häuser fest und sicher stehen. Tief sind die Pfosten in die Erde gerammt, so tief, daß in



Im Königspesel.

Zeiten höchster Gefahr, wenn die Brandung Mauern und Hausgerät fortträgt, die Pfosten doch stehen bleiben und mit ihren fest aufgezimmerten Dachsparren dem Friesen die letzte Zuflucht bieten.

Es erzählt sich gut, wenn man an einem Sonntag nachmittag zu Gast im Königspesel gebeten ist. Gesellschaften kennen die Friesen nicht, sie kommen zum „Upsatten“ bei einem Glase Grog zusammen, und wenn Mutter Hansen ein übriges tut, eine Blechbüchse hinter dem eisernen Ofen, der von der Küche aus geheizt wird, dem Beiligerofen, hervorholt und ihre runden „Anerkens“, ein Gebäck, das an unsere Spritzkuchen erinnert, vorlegt, so ist das für alle ein festlicher Augenblick.

Weich sitzt man auf den breiten Stühlen mit den flachen buntgewebten Kissen. Schön Antje holt die Kreideseife vom Red, ihr fester Schritt knirscht auf dem weißen Sand der Dielen. Die Standuhr tickt, die holländischen Fliesen blihen, es lachen die rot und grün gemalten Schnörkel von der Holzdecke auf uns herab, es lachen die roten Blumen vor den weiß gestrichenen Fenstern zu uns herüber. Draußen aber liegt der „blanke Hans“, die Nordsee, und brüllt. Er ist hungrig. Ihn gelüftet nach den reich gefüllten Truhen und nach warmen Menschenopfern. Und seine Arme streckt er bis an die Warf hinauf. Einige Fuß noch, und er hat das Haus erreicht.

Wie gut paßt heute sein Hungerlied zu Vater Hansens Erzählung!

Von „de grote Mandrefe“ erzählt er, der Sündflut, die vor mehr als 500 Jahren 200 000 Menschen ein kühles Grab gegraben hat; und er erzählt von einer Flut, es war im 17. Jahrhundert, da banden Mann und Weib und Kind sich fest zusammen, damit das, was Natur und Liebe gebunden, die grausamen Wellen nicht trennen möchten.

Aber einmal kam die Flut nach Nordstrandisch Moor. Als Hansens Vater jung war, kam sie. Und alle Häuser von Klein-Moor verschlang der „blanke Hans“ in einer Nacht. Eins nur blieb stehen. Das Haus des Strandvogts Jakobsen. Der alte Strandvogt war vor den Wellen, die seine Mauerwände durchbrachen, mit Frau und Sohn auf den Boden geflüchtet. Da wollte das Unglück, daß Normen, der Sohn, noch einmal

hinunterstieg, denn seine schönste Truhe, mit reichen Schätzen gefüllt, trieb gerade vorüber. Die hielt er an und band sie mit seinen Strumpfbändern an einen Türpfosten fest. Inzwischen hatten die Wellen die Leiter zum Boden davongetragen, und vergebens bemühten die Eltern sich, ihren Sohn hinaufzuziehen. Wäre nicht in diesem Augenblick ein großes Weinfäß des Weges daher gekommen, auf das er sich schwingen konnte, er hätte vor den Augen der Eltern in dem eisigen Wasser ertrinken müssen, denn: „das Wasser arbeitete, als wenn es von Feuer gewesen wäre“. Nun aber waren alle gerettet, die Eltern, der Sohn und die Truhe.

So erzählt Vater Hansen in reinstem Plattdeutsch, das er heute uns zu Ehren spricht. Und gläubig lauschen wir seinen Worten, denn daß es kein „Garn“ ist, das er spinnet, dafür bürgt die drohende Stimme da draußen.

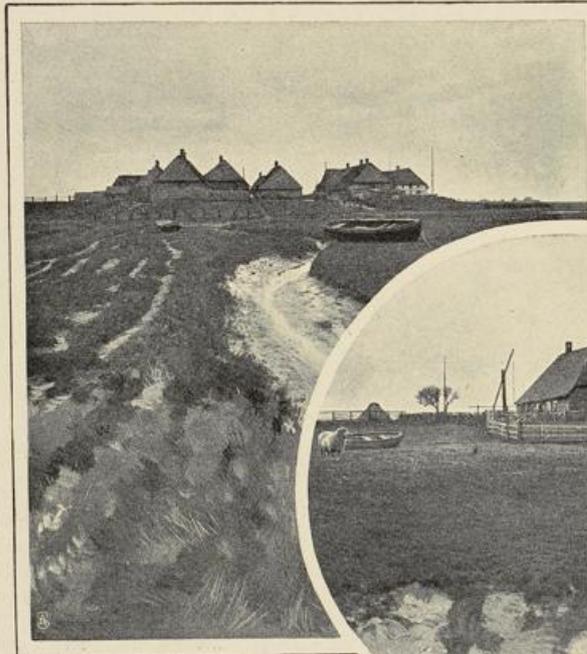
„Das Wasser arbeitete, als wenn es von Feuer gewesen wäre.“ Ja, ja, wir glauben's dir, Vater Hansen, denn, wollen wir ehelich sein, so macht uns der „blanke Hans“ heute schon Sorge, und dankbar wären wir dir, brächtest du uns sicher über die Gräben zur Hauswarf hinüber.

Im Sommer aber, wenn der Wind zu schlafen scheint und mit ihm die Wellen, wenn alles Ruhe ist und Frieden, dann taucht die Hallig-Hooge wie ein grünes Auge aus dem Wasser auf. Ein junges, fruchtbares Lachen liegt über der Insel, ein anschwellender Jubelruf fast, der allem Hohn zu sprechen scheint, dem Sturm und der Wassersnot, ja dem „blanken Hans“ selbst und den Schauermärchen, die man bei heulendem Nordwest im Königspesel erzählt.

Am solchen Tagen zieht es den einsamen Segler mit unwiderstehlicher Gewalt zu der Insel hinüber. Aber auch die Badegäste stellen sich ein. Schwere Ladungen tragen die Seegelboote heran — zum geheimen Schrecken der Friesen, die die neugierigen Blicke und Fragen nicht lieben und die sich vor jeder Berührung zurückziehen, wie die Schnecke in ihr Haus, es sei denn, daß sie einen leichtgläubigen Käufer wittern, dem sie ein „seltenes Stück ihres Hausrats“ andrehen können. Unhöflich sind sie gegen ihre ungebetenen Gäste nicht, aber einsilbig, zehnmal einsilbiger noch als sonst, und wer dann gar die gehakte Kamera mitgebracht hat, in der geheimen Hoffnung, Wunderdinge auf seinen Platten von diesem Ausflug mit

nach Hause zu tragen, der hat es ganz mit ihnen verdorben. Um keinen Preis der Welt ist der Hallig-Hooger dazu zu bewegen, sich von einem Fremden knippen zu lassen.

Goldgelb hat im Frühling der Sahnenfuß



Königswarf.



Hauswarf.

geblüht, dann kommt die Grasnelke und legt ihre roten Punkte in das saftige Grün. Um Johanni aber ist Ernte. Das Gras steht einen Fuß hoch, wird gemäht und an eine möglichst hochgelegene Stelle getragen, wo es vor den Überschwemmungen sicher ist. Über die ganze Insel zieht der würzige Duft des Heues. Und aus den Häusern treten die Frauen heraus, barfuß, einen schützenden „Helgoländer“ auf dem Kopf. In große Rafen packen sie das Heu, fünfzig bis sechzig Pfund in ein Tuch, und tragen es auf dem Kopf zu der Stelle hinüber, wo die Dieme errichtet werden soll. Wenn sie so dahinschreiten, die Frauen und Mädchen, mit den Armen das Gleichgewicht haltend, während sie leise sich in den Hüften wiegen, so ist das ein hübsches Bild, und man versteht wohl die Möwe, die dort oben vor Freuden lacht. Ein heiseres Lachen zwar, aber was tut's, wir lieben es doch.

Wirklich schöne Frauen sind selten unter den Inselbewohnern, nicht einmal stattlich kann man es nennen, das Volk, das, den äußeren Bedingungen nach zu urteilen, sich groß und stark und kräftig auswaschen müßte. Dem Fremden erscheint dies ein Rätsel; wer aber näher vertraut ist mit den Sitten und Gebräuchen der Friesen, der wird diese Beobachtung wohl darauf zurückzuführen wissen, daß ausnahmslos alle Halligbewohner in einem näheren Verwandtschaftsverhältnis zueinander stehen. Das ergibt sich aus der völligen Abgesondertheit der Insel und aus der Abneigung ihrer Gemeindeglieder, sich mit fremdem Blut zu vermischen. Die Männer zwar kommen in ihrer Jugend als Matrosen weit genug herum; werden sie aber älter, so macht ihre Abenteuerlust einem ganz ausgeprägten Hang zur Bequemlichkeit Platz. Sie „bedanken die See“, kehren heim und sehen sich unter den Töchtern des Landes um. Daß praktische Rücksichten dabei mitspielen, wird man ihnen nicht verübeln. Sie lieben ihre Scholle und lieben das Wohlleben, können aber zu beidem erst dann gelangen, wenn ihnen eine der Erbtöchter die Hand zum Bunde reicht. Unter den Inselfriesen ist es nun einmal Sitte, daß den Töchtern nach dem Tode der Eltern das Gewese zufällt, den Söhnen wird es ja niemals schwer, sich durch Heirat in eine heimatische Landstelle zu setzen.

Armselig nennt Plinius dies Volk, und legen wir unseren großstädtischen Maßstab an ihre Bedürfnisse und Lebensbedingungen, so paßt das Wort auch heute noch auf sie. Der Dünger des Viehs ist ihr einziges Brennmaterial, vom Regen ausgelaugt,

durch Wind und Sonne getrocknet, wird er mit Hand und Spaten in viereckige Stücke geformt und muß Torf und Holz und Kohlen ersetzen.

Wenig verlockend ist auch das Trinkwasser, mit dem der Regen die Tafel versorgt. Oft schmeckt es salzig, stets ist es braun, und eine unvermeidliche Zugabe sind die lustig zappelnden Tierchen, die sich darin vergnügen. Aus ästhetischen Rücksichten bringt man deshalb das Wasser nie auf den Tisch, ohne einen tüchtigen Schuß Rum, Tee oder Kaffee hineingetan zu haben. Das hilft, und bei einigem guten Willen findet dann auch der Fremde das Aroma äußerst pikant.

Ein armseliges Geschlecht! Arm aber sind sie nicht!

Durch Fischfang und Jagd füllen sie ihre Speisekammer. Mit den Badegästen treiben sie einen schwunghaften Handel. Manches Stück Hausgerät, das eben erst kurz vorher aus der Tischlerwerkstätte hervorgegangen ist, wird als „antik“ verkauft. Die besten Abschlässe aber kommen auf den Herbst- und Frühjahrsmärkten in Husum zustande, wohin die Inselbewohner die Erträge ihrer Viehzucht bringen. Die Wolle der Schafe wird gegen harte, blanke Taler eingetauscht, und diese Taler werden in einem Strumpf tief unten im eingebauten Bett hinter den schönen Vorhängen aus



Das Bergen der Grasernte auf Hallig Hooge.

Weiderwandgewebe vergraben. Was der Frieze einmal in der Hand hält, das läßt er so leicht nicht wieder fahren.

Könnte er auch seine Scholle schützen vor den gierigen Armen des „blanken Hans“, er tät's — so aber ist er der ohnmächtige Zeuge, wie ein Stück nach dem anderen fortgeschwemmt, dem Meere zugetragen wird. Den Kampf allein gegen den gewaltigen Feind aufnehmen zu wollen, wäre Wahnsinn. Es bleibt dem Friesen nur eins zu tun übrig: in die Kirche trägt er ein Wachslicht und verläßt sich sonst ganz auf die Widerstandskraft seiner Wohnstätte. Er weiß: an den fest gerammten Pfosten hat der „blanke Hans“ schon oft sich die Zähne stumpf gebissen.

Und die Zeit, die große Weltenswanderin, geht über die Erde dahin und nimmt hier ein Stückchen Unwüchsigkeit und dort ein Stückchen Volkskraft mit sich. Aber dem Inselfriesen kann sie nichts anhaben, der steht fest, wie der Pfosten seines Hauses, in dem Ererbten, fest und frei, ein Lebenskünstler, der seine Eigenart zu schätzen weiß.

Und so liebe ich ihn und liebe sie, die grüne Insel seiner Heimat.

Charakterbilder.

Von Paul Heyse.

Lottchen Tappe.

Die Bekanntschaft mit dem merkwürdigen alten Fräulein, das diesen Namen trug, reicht bis in meine frühe Knabenzeit zurück.

Ich war noch nicht sieben Jahr alt, als meine Mutter eines Sonntagnachmittags mich und meinen zwei Jahre älteren Bruder zu einem Besuch bei dieser ihrer Jugendfreundin mitnahm, von der sie uns oft erzählt hatte. Welche Bewandnis es mit ihr hatte, wurde uns damals nicht recht klar. Wir wunderten uns nur, daß sie nie zu uns kam, die Mutter nur zu ihr, und dann immer in einer Droschke, da sie ein umfangreiches Paket mitnahm, dessen Inhalt uns verborgen blieb.

Dies geschah fast regelmäßig alle vier oder fünf Wochen, und unsere Mutter brachte von diesen Besuchen stets eine gute Laune mit nach Hause und hatte dem Vater allerlei muntere Gistörchen oder drollige Bemerkungen zu erzählen, die auch ihn zu ergöhen schienen. Wir aber verstanden sie nicht, denn es war hin und wieder ein jüdisches Wort eingemischt, in dem gerade die Pointe liegen mußte.

Daß Ramsell Lottchen gleichwohl keine Jüdin war, sondern eine gute Christin, hatten wir schon damals herausgebracht. Erst später aber erfuhren wir, wie das zusammenhing. Sie hatte bis in ihr achtundzwanzigstes Jahr in frommen israeli-

nischen Familien als Schabbesgoj gedient, womit bekanntlich eine christliche Magd bezeichnet wird, die am Sabbath, wo die nach dem Gesetz lebenden Juden sich jeder Arbeit enthalten müssen, die häuslichen Arbeiten bei ihnen verrichtet. Nun glaube ich zwar, daß im Hause meiner Großeltern von mütterlicher Seite die mosaischen Vorschriften nicht mehr streng beobachtet wurden. Doch mag unsere Mutter vor ihrer Verheiratung in befreundeten Familien der aus helfenden Dienerin begegnet sein, die zwölf bis vierzehn Jahre älter war, aber von so jugendlich heiterem Temperament, daß sie dem lebhaften und witzigen Fräulein Julie Saaling sehr gefiel und späterhin, in der Erinnerung an diese Jugendjahre, mit Vorliebe auch des jüdischen Jargons sich bediente, der ihr bei ihren Sabbathpflichten so oft ans Ohr geklungen sein mußte.

Das hat'e aber endlich aufgehört. Eine Erbschaft — oder war's ein großes Geschenk, das ein Hagestolz, den sie treu gepflegt, ihr nach einer schweren Krankheit gemacht — jedenfalls war sie auf einmal so gestellt, daß sie nicht mehr Magddienste zu tun brauchte. Auch fand sich bald ein Bewerber, der ihr zusagte, ein Stubenmaler seines Zeichens, vor dem sie als vor einem „Künstler“ großen Respekt hatte. Es war auch begreiflich, daß nicht bloß ihr bißchen Geld, sondern ihre zierliche, nur etwas gar zu kleine Person und das hübsche Gesichtchen ihm eingeleuchtet hatten.

So wurde der Tag der Hochzeit festgesetzt, und auch meine Mutter, die damals noch nicht verheiratet war, dazu geladen.

Leider aber zerrann dieser schöne Traum.

Bei einer Landpartie, die sie an einem schwülen Hochsommertage mit ihrem Bräutigam und einigen guten Freunden und Freundinnen machte, wurde die lustige Gesellschaft auf offener Landstraße von einem mächtigen Gewitter und Hagelsturm überfallen. Sie fuhren in einem sogenannten Kremer, der kein Dach hatte, und da weit und breit ein schützendes Haus nicht zu erspähen war, blieben sie fast eine Stunde lang wehrlos dem wütenden Unwetter ausgesetzt und auch nachher noch in nassen Kleidern.

Die übrigen Teilnehmer an dem verunglückten Sommervergnügen kamen mit verdorbener Toilette und ausgiebigen Katarrhen davon. Mamsell Lottchen aber, die von zarter Komplexion und in einem dünnen Sommerfähnchen ohne Überwurf gefahren war, fiel in ein schweres rheumatisches Fieber, an dem sie acht Wochen lang daniederlag. Als sie endlich sich vom Bett erhob, zeigte sich, daß ihre Gestalt nach der linken Seite verkrümmt und ein seltsames Gliederweh in ihren Hüften und Beinen zurückgeblieben war, so daß sie mühsam am Stod herumbinken mußte und Spiel und Tanz für sie vorbei war.

Ihr feines Gesicht und der kluge Blick ihrer veilschenblauen Augen waren noch so anziehend wie zuvor, ja durch den leisen Zug eines unentrinnbaren Leidens noch verklärt. Auch zeigte sich ihr Verlobter unverändert gegen das nun so zwerghaft verunstaltete Figürchen und erklärte, er würde sie heiraten, auch wenn sie hinfort auf zwei Krücken gehen müßte.

Davon aber wollte Mamsell Lottchen nichts hören.

Ich habe ja immer gewußt, sagte sie zu meiner Mutter, mein Heinerich is 'ne Seele von einem Menschen, und daß er mich nu nich sitzen lassen will, obwohl ich so'n krummpudliges Märrchen geworden bin, das macht ihm der Zehnte nich nach.

Aber's geht doch nicht, Fräulein Zulchen, das müssen Sie einsehen. So 'n bildschöner Mensch, fünf Fuß zehn Zoll hoch und en Künstler dazu — wenn wir vorher auf der Straße untergefaßt gingen, blieben die Leute stehen und sagten: en schönes Paar! Die Braut man bloß 'n bißchen kleinwinzig. Jetzt würden sie auch stehen bleiben, aber bloß sagen: Is der schöne Mensch weidjugge, daß er sich so'n garstig Schätzchen ausgesucht hat? Und sehen Sie, Fräulein Zulchen, davor bin ich zu eitel dazu, und auch zu geheit. Denn mit der Zeit, wenn die blinde Liebe verraucht wäre, würden meinem Heinerich doch die Augen aufgehen, da er ja auch en Künstler is und

so sehr fürs Schöne, und bloß wegen meiner paar Taler geheiratet zu werden, — nee, dazu ist Lottchen Tappe zu stolz. Er soll sich nach 'ner andern umsehen, und wegen seinem Dalles braucht er nich ledig zu bleiben, dafür bin ich noch da.

Und sie war in der Tat dafür da.

Als sie merkte, daß ihr entlobter Freund, der sie immer noch besuchte, den Kopf hängen ließ und häufig seufzte, sagte sie ihm eines Tages ins Gesicht, daß er wieder verliebt sei, und ruhte nicht, bis er ihr gestanden hatte, in wen. Das Mädchen schien ihr nicht übel zu einer „Künstlerfrau“ zu taugen, doch ehe der junge Mann sich als Meister selbständig machen und ein eigenes Geschäft etablieren konnte, war ans Heiraten nicht zu denken.

Da zog sie sich eines Tages sauber an, nahm ihren Stod in die Hand und humpelte zu dem Bankier, wo sie ihr Geld ziehen hatte. Den größeren Teil zog sie zurück, um damit ihrem Bräutigam die Möglichkeit zu bieten, die Andere heimzuführen. Für sich aber behielt sie nur so viel, als ihr hinreichend schien, um notdürftig damit auszukommen, wenn sie fortführe, ihre künstlichen Stickereien auf Seide und Leinwand zu machen, die in den größeren Luxusgeschäften sehr gesucht waren.

Hierauf mietete sie ein paar Dachstübchen im vierten Stod des Eckhauses, das an der Stechbahn gelegen war und den Blick auch nach der anderen Seite auf die Schlossfreiheit hatte, die heute verschwunden ist, um dem Kaiser Wilhelm-Denkmal Platz zu machen. Als das neue Brautpaar die steile Treppe hinaufkletterte, seiner Gönnerin und Wohlthäterin zu danken, wurde es abgewiesen, ohne daß Mamsell Lottchen sich herbeiließ, anders als durch die Tür ihnen Glück zu wünschen.

Daß sie es nicht übers Herz brachte, die Einladung zur Hochzeit anzunehmen, wird man begreifen.

Dann trat eine Pause in dem Verkehr der beiden „Jugendfreundinnen“ ein, da meine Mutter mehrere Jahre in Frankfurt lebte, auch hernach, als sie nach Berlin zurückgekehrt war, ihr Lottchen aus den Gedanken verlor. Erst als sie sich verheiratete, fiel es ihr aufs Herz, daß ihr ein sanfteres Los gefallen war als der alten Einsamen, und statt ihr eine Vermählungsanzeige zu schicken, ging sie zu ihr und fand sie über Erwarten mit ihrem Schicksal ausgesöhnt und auf ihre Weise tätig.

Denn sie behalf sich ohne Magd, und nur alle Sonnabende kam das Mädchen einer guten Frau, die unten im Hause wohnte, um gründlicher reinzumachen, als es der gebrechlichen Einsiedlerin möglich war. Von dieser Hausnachbarin, die sie sehr schätzte, erhielt sie auch jeden Mittag eine Suppe und Sonntags ein Fleischgericht, was sie redlich bezahlte. Im übrigen beschränkte sie sich auf Kaffee, Brot und Butter und erhielt sich bei dieser frugalen Lebensweise frisch und gesund.

Ihre Wohnung hatte sie in all' den Jahren nicht ein einziges Mal verlassen und behauptete, die Stadt komme ja zu ihr, da sie in den zwei Fensterpiegeln das ganze Leben und Treiben auf dem Schloßplatz und den Straßen unten beobachten konnte. Auch fehlte es nicht an Besuchern, weil sie mit vielen Menschen Freundschaft gehalten hatte und allen nur noch werter geworden war, seit das Unglück, das über sie gekommen, an ihrer heiteren Menschenfreundlichkeit nichts geändert hatte.

So war sie auch meiner Mutter ganz als die alte erschienen, in aller Dürftigkeit immer noch reich genug, um Armeren wohlzutun, aber gegen Wohlthaten reicher Gönner sich mit fester Beharrlichkeit wehrend. Es war eine besondere Gunst, wenn sie jemand erlaubte, ihr kleine Geschenke zu machen, nur was meine Mutter sich ausdachte, um sie ein wenig zu erfreuen, nahm sie, ohne viel Befens davon zu machen, mit Dank wie von einer Freundin an, der man nichts abschlagen kann.

Dies alles war mir noch ziemlich dunkel, als wir in einer Droschke zu dieser „Tante“ hinfuhren, die wir uns wie irgend eine geheimnisvolle Figur aus einem Grimmschen Märchen vorstellten.

Die Wirklichkeit entsprach auch diesem Bilde.

Das kleine, nach der linken Seite gekrümmte alte Weibchen, das am Stoc uns entgegenhinkte, sah in der Tat einer Märchenfrau gleich, halb Here, halb gütige Fee. Aber der Blick ihrer etwas verblicheneren blauen Augen in dem ganz milchweißen feinen Gesicht, das von einer weißen Tüllhaube umrahmt war, verschlechte sofort jede Befangenheit, während freilich der weisse, zahnlose Mund, so freundlich er lächelte, an die Grimasse der Waldhere erinnerte, die Hänsel und Gretel in ihr Pfefferkuchenhaus lockte.

Sie mochte etwa sechzig Jahre alt sein, ihr Haar hatte einen merkwürdig silbernen Glanz, ihre Bewegungen waren trotz ihrer Gebrechlichkeit ungemein rasch und lebendig, und sie bezeugte ihre Freude, daß die Mutter uns mitgebracht hatte, auf die rührendste Art. Einer nach dem anderen mußten wir auf ihrem Schoß sitzen und auf eine Menge Fragen Antwort geben. Dann wollte sie uns durchaus von den kleinen Kuchen essen lassen, die sich in Muttters Paket befanden. Ich entsinne mich noch deutlich, daß es mich sehr wurmte, als die Mutter das entschieden verbot. Doch wurden wir durch eine Tasse Milchschokolade und ein großes „schwarzes“ Butterbrot entschädigt, wie wir's niemals zu Hause bekamen. Nach dieser Vesper saßen wir auf den Stühlen am Fenster und schauten über den Schloßplatz nach der Brücke mit dem Reiterbilde des Großen Kurfürsten, dann auch die lange Schloßfreiheit hinunter bis in den Lustgarten. Wir hatten das alles ja oft schon unten gesehen. Aber hier aus der Vogelperspektive machte es einen ganz neuen, phantastischen Eindruck, wie wenn wir in die Zwergenwelt da unten gar nicht hineingehörten.

Tante Tappe saß unterdes mit unserer Mutter auf dem kleinen, schmalen, mit großblumigen Kattun überzogenen Sofa, und aus ihrem Lachen und Plaudern ist mir nichts erinnerlich, als daß es mir auffiel, daß die Mutter sie duzte, von ihr aber Frau Professor genannt wurde.

Als ich genug hinuntergeschaut hatte, sah ich mich auch im Zimmer um, weiß aber nur noch, daß es sehr hell war trotz der niedrigen Decke, sehr reinlich, der Fußboden blank geschleuert und mit Sand bestreut, überall wohlfeile Blumen auf der Kommode und den Fensterimsen, und über dem Sofa hing ein Porträt, einen jungen Mann darstellend in einer Samtjacke mit offenem Hemdtragen und langen Haaren, wie damals die Künstler herumgingen. Ich fragte, wer es sei, und hörte, während die Mutter mir einen Wink gab, den ich nicht verstand, es sei das Bild eines Malers, Herr Heinerich, und er habe es selbst gemalt.

Außer diesem ziemlich großen Zimmer war da noch eine düstere Kammer mit abgeschrägtem Dach, die in einen engen brunnen tiefen Hof sah. Hier stand das Bett und ein tragbares Kochherdchen, auch Blumen, die einen süßlichen Duft ausströmten zugleich mit dem muffigen Hauch eines alten Schrankes. Doch behauptete die Alte, das mache ihr nichts, sie schlafe ohne Träume und sei gesund wie ein Fisch.

Nachdem wir das alles betrachtet hatten, gingen wir bald wieder, obwohl Mamsell Lottchen uns noch zu halten suchte. In dem Paket hatte sich außer den Kuchen eine warme seidene Hausjacke befunden, die meine Mutter lange getragen hatte, ein Päckchen Schmußstafel und ein Roman der Frau von Paalzow.

Denn die „Tante“ war eine eifrige Leserin. In früheren Jahren schien sie die alten Volksbücher bevorzugt zu haben. Ich hatte auf einem kleinen Bücherbrett „Die vier Heymons-kinder“, „Die schöne Magelone“ und den „Hürnern Siegried“ gesehen; daneben freilich ein paar Bände der Henriette Hanke und der Karoline Pichler, der Marlitt jener Zeit, so daß ihre literarische Bildung wohl eine Entwicklung durchgemacht hatte. So nahmen wir Abschied und versprachen, bald wiederzukommen.

Dies Versprechen wurde auch redlich gehalten, und zwar ließ uns die Mutter das nächste Mal allein zu der guten

Tante gehen und ihr die Liebesgaben, die sie ihr zugehört, überbringen.

Es ereignete sich bei diesem Besuch nichts Besonderes, als daß wir eine Menge kleinen Erinnerungsramen betrachteten mußten und mit anhören, was für Ereignisse oder bedeutungsvolle Gelegenheiten sich damit verknüpften. Das Wichtigste war uns aber, daß wir diesmal eben doch von den Kuchen essen durften, die wir selbst ihr gebracht hatten.

Als wir dann in die Schule gekommen waren, hörten diese Botengänge auf. Auch war uns Tante Tappe nicht interessant genug, um die Mutter zu bitten, daß sie uns oft wieder zu ihr mitnehmen möchte, was nur noch ein paar mal geschah, um ihr zu ihren Geburtstagen zu gratulieren.

Da wurden wir — ich mochte zehn oder elf Jahr alt geworden sein — auf eine erschreckende Weise an die alte halbvergessene Märchenfrau erinnert.

Als wir eines Mittags aus der Schule kamen, fanden wir die Mutter nicht vor, die sonst nicht unterließ, bei unserem Essen zugegen zu sein, da sie selbst mit dem Vater, der um zwölf Uhr Vorlesung hatte, erst einige Stunden später zu Mittag aß.

Sie kam endlich in großer Verärgerung und erzählte uns, während ihr die Tränen oft die Stimme erstickten, daß sie vom frühen Morgen an bei ihrer alten Freundin gewesen sei, doch nicht in deren Wohnung, sondern im Hause ihres ehemaligen Verlobten, des Herrn Malermeisters, von wo sie Botenschaft erhalten hatte, so schnell wie möglich zu kommen, da Fräulein Tappe sie vor ihrem Ende zu sprechen wünsche.

Dies plötzliche Unglück hatte sich folgendermaßen zugetragen.

Der Verkehr mit ihrem „Heinerich“ und seinem Hause war in den langen Jahren nicht allzu lebhaft fortgesponnen worden. Doch hielt der glückliche Meister und Hausvater darauf, daß er wenigstens zu Neujahr und Ostern seiner Wohltäterin wieder einmal ein Zeichen unveränderlicher Dankbarkeit geben durfte, indem er sie mit ihrer Nachfolgerin besuchte und alles mitnahm, was diese inzwischen an jungem Nachwuchs in die Welt gesetzt hatte. Jedes Kind brachte ihr dann ein Blumentöpfchen, Goldlack oder Perkoien, die ihre Lieblingsblumen waren, sagte entweder einen Vers auf oder zeigte seine guten Fertigkeiten, alles zur Beurkundung, daß, was in dem Hause des alten Freundes grünte und blühte, im Grunde der hochherzigen milden Stiftung der alten Mamsell zu verdanken war.

Die kleine Festgesellschaft wurde dann mit Schokolade und Kuchen bewirtet, und so beiseiden die Inhaberin des Dachstübchens an der Schloßfreiheit von ihren Verdiensten dachte, war an solchen Tagen doch ein gewisser Glanz um ihre dürftige kleine Person verbreitet, und ihre Rede hatte etwas Feierliches, Getragenes, was den Respekt ihrer Nachfolgerin nur noch erhöhte.

Das ließ sich die Gefeierte denn auch in Gnaden gefallen. Doch obwohl man Menschen, die einem Dank schuldig geworden, gern zu sehen pflegt, ließ sie sich deutlich merken, daß sie für die Frau ihres Heinerich kein sonderliches Wohlwollen hegte. Auch verbat sie sich jedes Geschenk von ihr und jeden Besuch, außer jenen beiden obligaten.

Sie war deshalb unliebsam überrascht, als die gute Frau gestern abend plötzlich bei ihr erschienen war. Aber die Bestürzung über das, was sie zu ihr geführt hatte, überwand jede stille Abneigung, so daß sie sie zum erstenmal mit einer warmen Empfindung unter Tränen umarmte.

Der Malermeister, obwohl ein paar Jahre jünger als seine alte Freundin, war freilich auch schon ein Grautopf und in der letzten Zeit etwas wacklig geworden. Er hatte vor, seinem Ältesten das Geschäft zu übergeben und sich nur noch auf das Ölmalen zu verlegen, wofür er ein verkanntes Talent zu haben glaubte. Bei einem der letzten Aufträge, die er selbst noch übernommen, hatte er an einer schwierigeren Dekoration mit-helfen wollen und deshalb die Leiter zu einem hohen Gerüst

erstiegen. Seine unsicheren Füße versagten ihm aber den Dienst, er tat einen Fehltritt und stürzte aus ziemlich beträchtlicher Höhe auf den Fußboden herab.

Der rasch herbeigerufene Arzt erklärte sogleich, daß wenig Hoffnung sei, den alten Herrn am Leben zu erhalten, ja es handle sich vielleicht nur um wenige Tage. So hatten sie ihn in sein Haus transportiert, wo er erst nach einigen Stunden wieder zum Bewußtsein gekommen war.

Sein erster Wunsch, als er seine Lage begriff, war, daß man zu Mamsell Tappe gehe und sie bitten solle, zu ihm zu kommen, so schwer es ihr sein möchte, sich nach so langen Jahren zum erstenmal über ihre Schwelle zu wagen. Das hatte die trostlose Frau niemand anders auszurichten überlassen und beschwor nun die Alte, diese letzte Bitte zu erfüllen.

Sie hatte gleich eine Droschke mitgebracht und erbot sich, die gebrechliche Greisin die hohen Treppen von Dienstmännern hinuntertragen zu lassen.

Aber die Einsiedlerin hatte sich entschieden geweigert. Sie war so in ihrem Zustand eingetrostet und verknöchert, daß sie es als etwas Ungeheures, Unmögliches ansah, noch einmal „in die Welt hinauszutreten“, ehe man sie im Sarge über die Schwelle ihres Stübchens trüge. Kein Bitten und Flehen half, so sehr ihr Gemüt in Aufruhr war bei dem Gedanken, den einst so herzlich Geliebten ohne ein letztes Lebewohl scheiden zu lassen. Zuletzt hatte sie nur immer den Kopf geschüttelt, und Nein! Nein! Es geht nicht — ich kann nicht! vor sich hin gemurmelt.

Erst als die weinende Frau sie verlassen, kam es über sie, daß sie doch eine heilige Pflicht versäumen würde, wenn sie dem letzten Willen des Sterbenden sich nicht fügte, möchte es sie selbst ein noch so großes Opfer kosten.

So stand sie plötzlich aus ihrem Brüten auf, holte aus dem Schrank einen leichten schwarzen Mantel, den sie seit dreißig Jahren nicht mehr getragen, und da sie ihren Hut weggeschenkt hatte, zog sie nur den Manteltragen über den Kopf und verließ ihre Wohnung.

Wie beschwerlich und zitternd sie die steilen vier Treppen hinuntertroch, kann man sich vorstellen. Doch diese Gemütsbewegung war noch gering gegen das Gefühl, mit dem sie aus dem Hause trat. Es war Abend, ein feiner Regen sprühte ihr entgegen, verummunnte Gestalten unter Schirmen eilten an ihr vorbei, und durch die neblige Luft flackerten die roten Flämmchen der Laternen, die kaum auf den nächsten Kreis um sie her ein unsicheres Licht warfen. Einem von den Toten Auferstehenden, der sich plötzlich in einer fremdgewordenen Welt findet, ungewiß, ob es nicht gar das Fegefeuer sei, konnte nicht schauerlicher zumute sein.

Aber so heftig diesem kleinen Gespenst das Herz klopfte, die erste Regung, sofort wieder umzulehren, verschwand alsbald, und nun wankte das tapfere alte Weibchen resolut ins Freie, ruhte unten an einem der Häuser der Stechbahn aus, da ihre Kniee denn doch unter ihr einzubrechen drohten, und riß sich dann gewaltsam in die Höhe. Das schlimmste Stück Weges aber war der weite, dunkle Schloßplatz, wo ihr nirgend eine Stütze zum Rasten begegnete, bis sie die Kurfürstenbrücke erreicht hatte. Da ruhte sie wieder bei dem mächtigen dunklen Reiterbilde und sammelte neuen Mut. Es war ihr wie ein finsterner Traum, den sie halb bewußtlos erlebte, und der einzige klare Gedanke nur, daß sie es ihrem alten Freunde schuldig sei, ihm noch einen letzten Liebesbeweis zu geben.

Die kühle, freie Luft aber, die sie umsing, stieg ihr zu Kopf, zumal als sie die Königstraße erreicht hatte, wo sie sich wieder in ein Menschengedränge wagen mußte. Die Wohnung des Malermeisters lag in der Poststraße. So lange Jahre vergangen waren, seit sie leichtfüßig als Schabbesgoj diese Straßen gewandelt war, hatte sie doch den Weg noch genau im Gedächtnis. Auch schien ihr, je länger sie an ihrem Stocke hinging, desto mehr die Kraft zu wachsen, ja ein heimliches Gefühl, wie wenn ihre Jugend wiedererwachte und sie ein lustiges Abenteuer erleben ließ, eine Art Raufsch überkam sie,

so daß sie ganz dreist, ohne rechts und links zu spähen, durch das finstere stumme Gewühl hinschritt. Sie ließ sich vom Ströme forttragen, nur bedacht, die Poststraße, in die sie einlenken mußte, nicht zu verfehlen. Da staute aber plötzlich die Menschenwelle, die ihr entgegenkam, da mehrere Wagen sich in entgegengesetzter Richtung bewegten. Ein Teil der Fußgänger wurde vom Bürgersteig auf die Straße gedrängt, unter diesen auch die alte Mamsell, und da sie den Manteltragen über die Ohren gehüllt hatte, hörte sie nichts von dem Schelten und Schreien, mit dem die Kutscher auf ihre Pferde und die Menschen, die sie aufhielten, einhieben, sondern stand mitten in dem Knäuel wie betäubt. Auch noch, nachdem es sich zu entwirren begonnen hatte und alle um sie her sich auf das Trottoir in Sicherheit zu bringen suchten. So kam es, daß sie hilflos auf der Straße stehen blieb, taub gegen den warnenden Zuruf der Nächstehenden, bis ein heranstürmendes Gespann sie zu Boden warf und Hufe und Räder über sie hinweggingen.

Als sie in das nächste Haus gebracht und ein Arzt gerufen worden war, dauerte es noch eine Stunde, ehe sie wieder zur Besinnung kam. Wie durch ein Wunder war an ihrem dürftigen alten Gebein kein Knöchelchen verletzt, aber aus gewissen Anzeichen ging hervor, daß eines der inneren Gefäße durch den Sturz zerrissen worden war, und der Arzt gab wenig Hoffnung, das Leben über die nächste Nacht zu erhalten.

Man hatte sie natürlich um Namen und Wohnung befragt. Ersteren hatte sie richtig angegeben, dann aber verlangt, daß sie in das Haus gebracht werde, wohin sie hatte gehen wollen und wo man sie erwarte.

Dort lag der schwer Kranke in wachsender Schwäche und schrak entsetzt aus seinem Halbschlaf auf, als das arme kleine Wesen, das noch einmal zu sehen er schon aufgegeben hatte, in so zerrütteter Gestalt ihm ins Zimmer getragen wurde.

Die Alte war während des Transports die Treppe hinauf ohnmächtig geworden. Zum Glück aber befand sich der Arzt gerade noch bei seinem Patienten und brachte es dahin, daß auch die alte Freundin, die man auf das Sofa im Krankenzimmer bettete, sich ein wenig erholte, die Augen aufschlug und mit einer ausblühenden Heiterkeit erkannte, wo sie war.

Nachdem sie etwas Stärkendes zu sich genommen hatte, ließ ihr Freund alle hinausgehen, und so blieben die beiden alten Menschen in ihrer letzten Nacht unter vier Augen. Was sie sich da noch zu vertrauen hatten, hat niemand erfahren.

Um Mitternacht schlief die Frau in das Zimmer und fand beide in sanftem Schlaf, so daß sie schon Hoffnung schöpfte. Als sie aber am anderen Morgen, im Glauben, ihr Mann schlafe noch fort, wieder nach ihm sah, erkannte sie, daß er nie wieder aufwachen würde.

Seine Freundin dagegen lebte noch etliche Stunden und bat, daß man meine Mutter benachrichtigen möchte. Als diese in großer Erschütterung bei der alten Jugendfreundin eintrat, erstaunte sie, mit einem ganz heiteren Gesicht empfangen zu werden.

Sie sollen mich nicht beklagen, liebe Frau Professorn, hauchte sie mit einer kaum hörbaren Stimme, sondern mir gratulieren, daß es so gekommen ist. Ein schöneres Sterben hätte ich mir nicht wünschen können; denn meinen Heinerich überleben zu müssen, das wäre mir schlimmer als Tod gewesen. Sehen Sie ihn sich nur an. Is er nich noch mit seinen 58 Jahren und nach dem grausamen Sturz ein Bild von einem Menschen? Und was er mir gestern noch gesagt hat, daß er nie aufgehört hat, mich zu lieben, nee, das verrat' ich keiner Menschenseele, das nehm' ich mit ins Grab, und bin auch schon ganz reisefertig; bloß Sie, liebe Frau Professorn . . .

Laß doch das dumme Zeug und nenne mich Zulchen! hatte meine Mutter sie unterbrochen. Und sie freute sich, von der treuen Seele noch zuletzt geduldet zu werden, denn, sagte Lottchen: Du hast recht, Zulchen, vor dem Tode sind alle Menschen gleich, und dich hab' ich nächst meinem Heinerich immer am liebsten gehabt, weil du eine so lustige und doch recht-



Photographie im Besitze der Renten- und Pensionsanstalt für deutsche bildende Künstler in Weimar.

Ein Frühlingstag.
Gemälde von R. Buchholz.

schaffene Seele bist und zu klug, um dumme Vorurteile zu haben. Jetzt aber . . .

Und dann hatte sie ihr den Hauptgrund enthüllt, weshalb sie sie noch sprechen mußte, nämlich ihre Armen ihr ans Herz zu legen, die sie ihr alle nannte, nebst ihren Wohnungen, ein ganz ansehnliches Häuflein. Ihr bißchen Möbel und sonstige Habe sollten verkauft und unter diese ihre „Erben“ verteilt werden. Die regelmäßigen Unterstützungen aus dem Erlös ihrer Handarbeiten hörten nun freilich auf, aber in dem Punkt verlasse sie sich auf ihr Zulchen und deren Schwester.

Und dann küßte sie meine Mutter und jagte ganz fröhlich: Nu will ich mich recht ausschlafen. Wenn wir aufwachen, haben wir's nicht weit zueinander. Du hast ja auch dein Grab auf dem Dreifaltigkeitskirchhof. Gute Nacht, und grüß deinen guten Mann und die lieben Jungen.

So sank ihr seiner grauer Kopf ins Kissen zurück. Noch einmal aber schlug sie die Augen auf und sagte: Nimm dich auch . . . meiner Blumen an . . . sie müssen täglich . . . „Begoßen werden“ brachte sie nicht mehr über die Lippen. Eine Stunde später war sie sanft eingeschlafen.

Das Ende des Marschalls Ney.

Von Dr. Eduard Schulte.

Unter den merkwürdigen Gestalten der neueren französischen Geschichte nimmt der Marschall Ney wegen seines hohen kriegerischen Ruhmes und wegen seines tragischen Todes eine hervorragende Stellung ein. Und doch sind die Ereignisse, die sein Ende herbeiführten und begleiteten, erst in den letzten Jahren durch die Veröffentlichung zeitgenössischer Aufzeichnungen völlig geklärt worden.

Dem jungen Michel Ney, der im Jahre 1769 zu Saarlouis als Sohn eines Küfers geboren war, hatten die Kriege der Revolution und des Kaiserreichs Gelegenheit geboten, seine Unererschrockenheit zu bewähren und die höchsten Stufen militärischer Ehren zu erklimmen. Schon mit 27 Jahren war er General, mit 35 Jahren Marschall, und er trug die Ehrentitel eines Herzogs von Elchingen und eines Fürsten von der Moskwa. „Der Tapfere der Tapferen“ genannt, war er in der französischen Armee wenn nicht der bedeutendste Heerführer, so doch der ruhmreichste Soldat nach dem Kaiser.

Was aber trotz dieses Ruhmes an Ney zunächst abstößt, ist seine zügellose Geldgier. Während seiner Feldzüge sowohl in Deutschland wie in Spanien mißbrauchte Ney seine militärische Stellung, um sich von städtischen und kirchlichen Behörden beträchtliche Geldsummen auszahlen zu lassen, die er als freiwillige Geschenke bezeichnet wissen wollte, die aber in Wahrheit Erpressungen waren. Zudem war er erregbar und bestimmbar und folgte im Empfinden, Denken und Tun dem Eindrucke des Augenblicks. Was ihn bewegte, dem gab er in polternder, übertreibender, selbst roher Weise Ausdruck. Unersehütterlich, entschlossen und tatkräftig auf dem Schlachtfelde, war er in seinem politischen Verhalten schwach, schwankend und redselig. Im persönlichen Verkehr aber war er unverträglich und hochfahrend, so daß er kaum jemals einen wahren Freund besaß. So kam es, daß er, als ihn schwierige Wechselfälle auf eine Probe stellten, in der selbstgewisse Charakterfestigkeit vielleicht bestanden, in der schlaue Charakterlosigkeit sich durchgewunden hätte, trotz aller seiner Tapferkeit unterlegen ist.

Im Frühjahr 1814 brach das Kaiserreich zusammen, und am 31. März zogen die verbündeten Herrscher als Sieger in Paris ein. Ney, der bis zur letzten Stunde tapfer gekämpft hatte, gehörte mit zu den Kommissaren, die der in Fontainebleau weilende Kaiser zur Verhandlung mit der neugebildeten provisorischen Regierung nach Paris schickte. In Paris zeigte Ney der provisorischen Regierung, mit der er im Namen des Kaisers zu verhandeln hatte, im voraus seine Unterwerfung an; er beging damit zwar keinen Verrat, aber er handelte mit anstößiger, den Kaiser verletzender Boreiligkeit, da dieser die Abdankungsurkunde noch nicht unterzeichnet hatte. Während einer der Abdankung vorhergehenden Unterredung der Marschälle mit dem Kaiser betonte Ney die Notwendigkeit des Abdankens in Ausdrücken, die an Roheit streiften, und dieses Verhalten Neys kränkte den Kaiser tief.

Napoleon nahm nun seinen Aufenthalt auf der Insel Elba, und die Bourbonen kehrten nach Frankreich zurück. Das kaiserliche Heer trat, soweit es nicht aufgelöst wurde, in den

Dienst König Ludwigs XVIII., und Ney leistete wie seine Kameraden diesem Fürsten den Dienst. Mit anderen Führern des Heeres wurde Ney zum Mitglied der königlichen Palastkammer ernannt, die an die Stelle des Napoleonischen Senates getreten war. Zu den zahlreichen Mißgriffen der neuen Regierung und der den maßgebenden Einfluß ausübenden Emigrantenpartei gehörten die der Armee auf mannigfache Weise zugefügten Kränkungen. Bei Hofe verfolgte der Hochmut nichtiger, tatenloser Adelsgeschlechter die großen Soldaten des Kaiserreichs und deren Frauen mit den Nadelstichen gesellschaftlicher Zurücksetzung. Auch Ney und seine achtbare und anmutige Gattin hatten darunter zu leiden. Im Januar 1815 brachte er die Marschallin nach seinem etwa 20 Meilen von Paris entfernten, bei Chateaudun gelegenen Gute Coudreaux; er wollte sie nicht länger in Paris wissen, weil er, wie er sagte, es müde war, sie des Abends über die erlittenen Demütigungen weinend aus den Tuileries nach Hause kommen zu sehen.

Zu Anfang März 1815 weilte Ney auf seinem Gute; da erhielt er durch den Kriegsminister Marschall Soult den Befehl, sich ungesäumt auf seine Kommandostelle Besançon zu begeben. Ney brach sofort auf, um über Paris seinen Bestimmungsort zu erreichen. In Paris erfuhr er am Tage seiner Ankunft, am 7. März, von seinem Notar, daß Napoleon die Insel Elba verlassen habe und an der französischen Küste bei Cannes gelandet sei. Ney vernahm diese Kunde mit Überraschung und Bestürzung.

Die Landung Napoleons von Elba her bildet ein Ereignis, dem gerecht zu werden nicht leicht ist. Mit dem einmaligen Regierungswechsel, der mit der ersten Abdankung des Kaisers und der ersten Thronbesteigung des Königs gegeben war, konnte man sich ehrlich abfinden. Wer sich entschließen konnte, dem Könige zu schwören, den brauchten, auch wenn er es ungern tat, Gewissensbisse insofern nicht zu hindern, als der vom Throne steigende Kaiser selbst den Wunsch geäußert hatte, die Franzosen möchten nun der neuen Regierung Treue und Ergebenheit beweisen. Der zweite Regierungswechsel aber mußte das Gewissen von Soldaten und Beamten beunruhigen und vergiftete das Parteileben in Frankreich.

Auf der anderen Seite zeigte des Kaisers Landung und sein Zug bis zur Hauptstadt, wie keine andere seiner Taten, den dämonischen Zauber, der dieser merkwürdigen, gewaltigen Persönlichkeit eigen war. Er konnte den ersten Truppen, die ihm entgegenzogen, ruhig zurufen: „Wer will auf seinen Kaiser schießen?“ Es gab keinen französischen Soldaten, der seine Flinte auf den Kaiser angelegt hätte, man empfing ihn mit präferiertem Gewehr, und die bourbonische Regierung brach wie ein Kartenhaus zusammen.

Der Marschall Ney begab sich, ehe er auf seinen Posten abging, zum Könige. Dieser empfahl ihm, in seinem Kommandobezirk alle Maßregeln zu ergreifen, um das Vordringen eines „Parteiührers“, wie er sich ausdrückte, zu hindern. Ney bemerkte, der Schritt Bonapartes sei ein sinnloses Beginnen; dieser Mann verdiene in ein Irren-

haus gebracht oder in einem eisernen Käfig nach Paris geführt zu werden. Die später eidlich vernommenen Augen- und Ohrenzeugen dieser Szene erklärten, verstanden zu haben, daß Ney selbst sich erboten habe, den Usurpator in einem Käfig zurückzubringen, und Ney ließ diese Auffassung gelten. Nachdem der Marschall sich entfernt hatte, äußerte der König mit Bezug auf ein derartiges Erbieten: „Das verlange ich ja gar nicht.“ Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Ney, der acht Tage später zu Napoleon übertrat, beim Könige nachher Gnade gefunden hätte, wenn die Worte vom Käfig nie gefallen wären. Gerade nach einer solchen Äußerung erschien den Royalisten sein späteres Verhalten doppelt verwerflich. Unbekannt mit seiner krankhaften Abhängigkeit vom augenblicklich gegebenen Antriebe, unbekannt auch mit seiner unglückseligen Gewohnheit, zu unrechter Zeit zu reden und mit irgend einer Übertreibung oder Verkehrtheit herauszulaplen, glaubten sie trotz aller später erhobenen Gegenbeweise, daß er ein Verräter sei. Unmöglich konnte, meinten sie, ein ehrlicher Mann heute so sprechen und morgen so handeln; vom Käfig habe er nur gesprochen, um unter der Maske besonderer Feindseligkeit gegen Napoleon ein Einverständnis mit diesem zu verdecken und des Königs Vertrauen um so leichter mißbrauchen zu können.

Der Marschall kam am 10. März nach Besançon. Da Napoleon vom Rhonethal her zu erwarten war, so verlegte Ney sein Hauptquartier mehr nach Süden hin, nach Lons-le-Saunier. Es ist später aufs eingehendste festgestellt worden, daß er dort alles tat, was in seinen Kräften stand, um den kaiserlichen Truppen wirksam zu begegnen. Freilich war das schon nicht mehr viel. Er war darauf angewiesen, mit dem Grafen von Artois und dem Marschall Macdonald, die in Lyon befehligten, zusammenzuwirken, um den Weg von der Rhone nach Paris zu versperren. Aber alles, was er von Lyon her erfuhr, war, daß diese beiden Heerführer vor den eigenen Soldaten, die sich für Napoleon erklärt hatten, geflohen waren. Ney hatte keine Artillerie; 18 Kanonen sollten ihm aus Chalons erst zugeführt werden. Da kam die Nachricht, daß die Bürger von Chalons diese Kanonen, deren Verwendung gegen Napoleon sie hindern wollten, mit dem Rufe „Es lebe der Kaiser!“ in den bei der Stadt mündenden Kanal geworfen hatten. Am 13. März wurde in Lons bekannt, daß Napoleon nicht mehr vor Neys Front, sondern zu seiner rechten Hand nur 10 Meilen entfernt in Macon stand. Stündlich kamen Meldungen, daß Truppenteile zum Kaiser übergegangen waren; auch die benachbarten Garnisonen von Dijon und Autun, Städten, die zwischen Lons und Paris liegen, erklärten sich für den Kaiser. Am Abend des 13. März war Ney von kaiserlichen Truppen bereits umgeben, Napoleon allein hatte nach der geringsten Schätzung 14 000 Mann um sich, und die Soldaten der vier Regimenter, die in Lons Neys Streitmacht bildeten, hörten mit unverkennbarer Teilnahme durch allerlei Sendboten, was vorging. Um einige Tage verfrüht sprach ein Gerücht schon von der Flucht des Königs. Dennoch suchte Ney, wie später durch royalistische Offiziere in seiner Umgebung bezeugt wurde, noch immer die königliche Fahne hochzuhalten; aber seine Lage war bereits so mißlich, daß er keinen Rat mehr wußte. So trafen ihn in der Nacht vom 13. und 14. März verkleidete Offiziere, die der Kaiser mit einem Briefe des Generals Bertrand zu ihm sandte.

Hätte Ney nun getan, was sein dem Könige geleisteter Eid gebot, so hätte er die kaiserlichen Boten abweisen, ja, wenn er noch so viel Gewalt über seine Truppen hatte, verhaften müssen; die Unmöglichkeit, sich für die Sache des Königs länger Gehorsam zu verschaffen, hätte seinen Rücktritt ins Privatleben entschuldigt. Statt dessen ließ er sich in seiner Ratlosigkeit und geleitet von dem freilich begreiflichen Wunsche, sein Schicksal von dem seiner Soldaten nicht trennen zu müssen, auf die Verhandlungen mit dem Kaiser ein, und dieser wußte nun erfolgreich auf ihn einzuwirken. Dem Marschall wurde vorgestellt, daß der Kaiser im Einverständnis mit England und Oesterreich stehe, und des Kaisers unbehelligtes Entkommen von Elba schien diese Behauptung zu bestätigen. Die kaiserlichen Boten erklärten ferner, es gebe keine bourbonische Regierung mehr; für die Bourbonen noch länger eintreten, hieße einen Bürgerkrieg, und zwar einen hoffnungslosen Bürgerkrieg beginnen. Das alles mußte selbst einem weniger leichtgläubigen und weniger bestimmbaren Manne,

als Ney war, überzeugend und einleuchtend erscheinen. Die ihm unterstellten Generale Bourmont und Lecourbe gestanden ihm, daß außer ihnen von den vier Regimentern nur noch sechs Offiziere auf der Seite des Königs ständen und daß an eine Verteidigung des Königtums nicht mehr zu denken sei. Bei dieser Sachlage beredete Ney sich leicht, daß der Eid an den König ihn nicht mehr binde. So beging er einen Treubruch, einen Treubruch allerdings mit vielen mildernenden Umständen.

Eine vollstämliche Annahme ist, daß persönliche Anhänglichkeit an Napoleon bei dem Marschall gleichsam siegreich zum Durchbruch gekommen sei. Geschichtlich und beglaubigt ist diese Annahme nicht. Persönliche Anhänglichkeit hegte Ney weder für den Kaiser noch für den König. Ney hatte nie zu dem engen Kreise von Männern gehört, die dem Kaiser näherstanden, und seit den erwähnten ärgerlichen Vorkommnissen,



Marschall Ney.

die der ersten Abdankung vorausgingen, konnte er an eine Wiederbegegnung mit dem Kaiser nur mit Unbehagen denken. In dieser Hinsicht kostete es ihn umgekehrt nicht geringe Selbstüberwindung, wenn er sich jetzt aus einem königlichen Marschall von Frankreich wieder in einen kaiserlichen Marschall des Reiches verwandelte.

Die nächste Folge der Unterredung Neys mit den Sendboten des Kaisers war, daß der Marschall am 14. März einen zur Rückkehr unter die Fahnen des Kaisers mahnenden Aufbruch drückte und an geeigneten Stellen in der Stadt anheften ließ und daß er ihn selbst seinen Soldaten vorlas. Diese antworteten mit Hochrufen für den Kaiser und zerstreuten sich dann in der Stadt, um die königlichen Wappen an den öffentlichen Gebäuden zu zerstören. Einige Generale und Offiziere mißbilligten den Schritt des Marschalls und zogen sich bald von jeder weiteren Beteiligung zurück; er ließ sie unbehindert gehen. Dem Kaiser zeigte er seine Unterwerfung an, und dieser sandte ihm für seine Marschbewegungen Befehle wie in alter Zeit. Am 19. März traf der Marschall mit dem Kaiser in Argente zusammen, und Napoleon öffnete ihm die Arme. Aber ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Männern war unmöglich geworden. Bald nach der Ankunft in Paris erklärte Ney, der gewohnheitsmäßig eine als töricht erkannte Äußerung durch eine noch törichtere ersetzte, dem Kaiser im Widerspruch mit der Wahrheit, daß das Wort vom Käfig,

das dem Herrscher zu Ohren gekommen war, nur seine gut kaiserliche Gesinnung habe verdecken sollen. Der Kaiser wandte sich verächtlich ab. Der Marschall begab sich auf sein Gut Coudreaux und erschien nicht ein einziges Mal bei Hofe. Als er sich im Juni als neu ernannter kaiserlicher Pair vorstellte, sagte Napoleon ironisch zu ihm: „Ich dachte, Sie wären emigriert.“ Traurig antwortete der Marschall: „Ich hätte es früher tun sollen.“

Bei Waterloo focht der Marschall mit dem Mute der Verzweiflung. Fünf Pferde wurden ihm unter dem Leibe getötet, und Hut und Rock wurden ihm von Kugeln zerrissen. Er ahnte, daß nach der Niederlage ein schlimmerer Tod ihm drohte als der, den er auf dem Schlachtfelde gern gefunden hätte.

Nach Paris zurückgekehrt, trug Ney sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, nach Amerika oder nach der Schweiz auszuwandern. Aber dann meinte er doch, daß er sein Verhalten rechtfertigen könnte. Inzwischen kehrte, während Napoleons Überfahrt nach Sankt Helena vorbereitet wurde, König Ludwig XVIII., der während der Herrschaft der hundert Tage nach Gent geflüchtet war, in seine Hauptstadt zurück. Schon unterwegs erklärte er am 25. Juni der provisorischen Regierung, die sich wiederum gebildet hatte, er werde die Guten belohnen und gegen die Strafbaren das Gesetz zur Anwendung bringen. Die durch diese Drohung gewarnte Armee, die unter dem Marschall Davoust stand und über 60 000 Mann stark war, sah sich vor durch ihren Vertrag, wodurch sie dem im Namen der Verbündeten auftretenden Herzog von Wellington die Hauptstadt übergab. Und Davoust, der wie Ney und die Mehrzahl der Marschälle überhaupt zu Napoleon übergetreten war und jetzt wieder in den Dienst des Königs trat, gab seinem Heere gegenüber die Erklärung ab, daß der Vertrag alle Offiziere und Soldaten davor schütze, wegen der

Wechselfälle verfolgt zu werden, durch die sie hindurchgegangen seien. Obwohl der König wesentlich durch diesen Vertrag wieder zur Herrschaft gelangte, so glaubte er doch, sich insoweit von ihm loszugesagen zu dürfen, daß er durch Verordnung vom 24. Juli 19 Offiziere als des Hochverrats schuldig vor ein Kriegsgericht berief. Unter diesen Offizieren befand sich der Marschall Ney. Wenn man ihn unter den schuldigen Marschällen allein herausgriff, so geschah es offenbar deshalb, weil sein Treubruch nach dem übertriebenen Treueversprechen, das er abgegeben hatte, besonders hervorstach.

Ney hatte, obwohl er sich durch den Vertrag rechtlich geschützt glauben konnte, angesichts des Hasses, den ihm die Royalisten zeigten, schon vor Rückkehr des Königs Paris verlassen und dachte nun ernstlich an Auswanderung; dann änderte er seinen Entschluß wieder und faßte die Hoffnung, sich vorläufig verborgen halten zu können. Er begab sich nach dem einer mit ihm verwandten Dame gehörigen Schlosse Bessonis bei Aurillac. Dort aber wurde er am 3. August verhaftet und dann nach Paris gebracht.

Am 9. November trat das zur Aburteilung Neys berufene Kriegsgericht zusammen. Der Marschall Jourdan führte den Vorsitz; Beisitzer waren die Marschälle Massena, Augereau und Mortier und drei Generalleutenants. Die Anklage lautete auf Hochverrat, begangen durch treubruchiges und verräterisches Überlaufen und Überführen von Truppen zum Feinde. Am 10. November wurde Ney unter großem Zulauf Neugieriger vorgeführt. Von den Advokaten Berryer und Dupin beraten und unterstützt, gab er an, daß er die Zuständigkeit des Kriegs-

gerichts nicht anerkennen könne, da er zur Zeit seines Abfalls königlicher Pair von Frankreich gewesen sei und daher nur von der Pairskammer gerichtet werden dürfe. Das Kriegsgericht erkannte diesen Einwand als begründet an und erklärte sich für unzuständig.

Ob es für Ney ratsam oder nicht ratsam war, das Kriegsgericht abzulehnen, darüber sind die Meinungen geteilt. Man hat wohl gemeint, die Richter hätten, wenn es zu einer Urteilsfällung gekommen wäre, wahrscheinlich ein freisprechendes Urteil abgegeben, da schon der Umstand sie habe milde stimmen müssen, daß alle vier zum Nichten berufenen Marschälle ebenfalls vom Könige zum Kaiser abgefallen gewesen seien. Aber der Marschall Ney selbst dachte darüber anders. Erstens hatte er unter seinen Kameraden viele Feinde, und zweitens fürchtete er, daß die Richter etwas darin suchen würden, ihre eigene nicht ganz probenhaltige Königstreue dadurch in neuem Glanze strahlen zu lassen, daß sie ihn opfereten.

Schon am folgenden Tage, dem 11. November, wies eine königliche Verfügung die Pairskammer an, nun ihrerseits als Gerichtshof zusammentreten. Die eifrigsten Royalisten, welche die Unzuständigkeitsklärung des Kriegsgerichts mit Unmut aufgenommen hatten, lasen diese Verfügung mit Befriedigung.

Zum Teil in der Hoffnung, daß die Leidenschaftlichkeit der tonangebenden Gesellschaftskreise sich allmählich etwas beruhigen werde, waren die Verteidiger Neys an den ersten Sitzungstagen darauf bedacht, Zeit zu gewinnen.

Der Marschall Ney zeigte, als er verhört wurde und sich verteidigte, mehr Ruhe, als man bei seiner Leidenschaftlichkeit hätte erwarten sollen. Ohne seine Verschuldung zu bestreiten, suchte er darzutun, daß die Notlage, in der er sich befunden, ihn erheblich entlaste.

Die Bemühungen der Verteidiger gingen nebenher dahin, den Richtern zum Bewußtsein zu bringen, daß manche der

Belaufungszeugen kaum weniger schuldig wären als Ney.

Die Hauptaufgabe der Verteidigung war die, den Pairshof zu überzeugen, daß der oben erwähnte, zwischen der französischen Armee und Wellington geschlossene Vertrag ein zureichender Grund sei, um den Marschall vor jeder Verfolgung zu schützen. Die Verteidiger und die Marschallin wandten sich an Wellington, der mit seinen Truppen noch in Paris stand, und an die englische Regierung mit dem Ersuchen, zu erklären, daß der Vertrag in der Tat den Sinn gehabt habe, allen zu Napoleon übergetretenen Offizieren und Beamten Straflosigkeit zu sichern. Aber die Engländer gaben eine gewundene Erklärung dahin ab, der Vertrag bedeute nur, daß die Verbündeten zu Strafverfolgungen, die die französische Regierung für gut finde, keine Beihilfe leisten sollten. Die französischen Offiziere, an ihrer Spitze der Marschall Davoust, die den Vertrag abgeschlossen hatten, deuteten dagegen, als Zeugen vorgerufen, den Vertrag im Sinne der Verteidigung. Aber der Vorsitzende verhinderte die weitere Erörterung dieser Rechtsfrage, und der Pairshof beschloß, den Vertrag als nicht zum Prozeß gehörig unberücksichtigt zu lassen.

Damit war das Schicksal Neys besiegelt. Am Abend des 6. Dezember wurde er wegen Hochverrats zum Tode verurteilt. Von 161 richtenden Pairs stimmten 139 für den Tod.

Am frühen Morgen des 7. Dezember wurde dem Marschall das Urteil verkündigt. Mit Ruhe nahm er die Anzeige entgegen, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe. Er empfing den Besuch seiner Gattin, seiner Kinder, seines Notars und eines Geistlichen.



Marschall Ney.

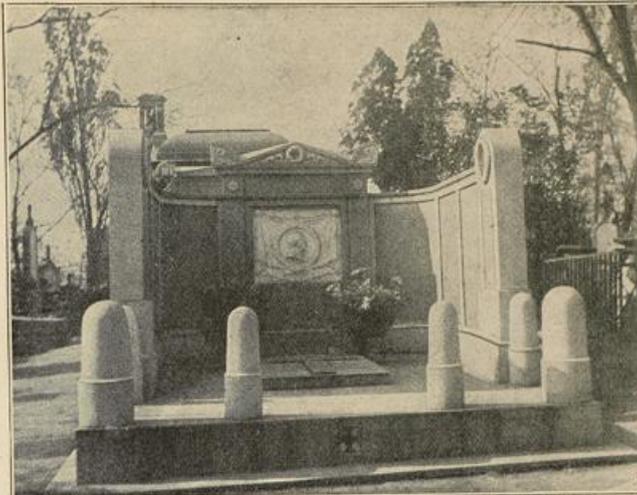
„Nach der Natur gezeichnet zwei Stunden nach seiner Hinrichtung im Maternitätshospital zu Paris.“

Die Hinrichtung wurde auf 9 Uhr morgens angelegt. Sie sollte nicht in der Ebene von Grenelle, dem zu Hinrichtungen gewöhnlich benutzten Platze, sondern, weil man dort Kundgebungen zugunsten des Verurteilten fürchtete, in der Nähe des Luxembourgpalastes an einer erst in letzter Stunde bekannt zu gebenden Stelle stattfinden. Truppen wurden dort in der Weise aufgestellt, daß sie von den Seiten eines Bierocks drei besetzten, eine offen ließen; in der Mitte standen, mit der Front nach der offenen, durch eine Mauer abgeschlossenen Seite, die zwölf Soldaten, die unter dem Befehl eines Adjutanten die Erschießung zu vollziehen hatten.

Über die letzten Augenblicke Neys sind einige Einzelheiten durch die Aufzeichnungen bekannt geworden, die der Graf von Hochehouart, der als Kommandant von Paris die Hinrichtung zu leiten hatte, als Augenzeuge niedergeschrieben hat und die erst im Jahre 1889 veröffentlicht worden sind.

Der Graf Hochehouart schreibt: „Der Marschall schritt mit ruhiger Miene die Treppen des Palastes hinab. Ich nahm es auf mich, ohne Anfrage bei dem Verurteilten einen Wagen für ihn vorfahren zu lassen. Der Marschall grüßte uns. Ich fühlte mich wesentlich erleichtert, als ich ihn mit einem blauen Überrock, weißem Halstuch, schwarzen Kniehosen, schwarzen Strümpfen und ohne Orden ankommen sah. Ich fürchtete, er würde Uniform tragen, und dann wäre ich verpflichtet gewesen, ihn degradieren und ihm Knöpfe, Schulterstücke und Orden abreißen zu lassen. Das Wetter war schlecht, und der Marschall sagte lächelnd: „Kein schöner Tag heute!“ Dann wandte er sich gegen den ihn begleitenden Geistlichen, der ihm beim Einsteigen den Vortritt lassen wollte, und sagte: „Steigen Sie zuerst ein, Herr Pfarrer, nachher komme ich erst.“ Zwei Offiziere der Gendarmmerie stiegen mit ein und setzten sich gegenüber.

Einige hundert Schritt vom Luxembourg, in der Nähe der Sternwarte, hielt der Zug an. Als der Marschall sah, daß man die Wagentür öffnete, sagte er in der Erwartung, nach Grenelle geführt zu werden, und vielleicht benachrichtigt, daß eine Kundgebung für ihn stattfinden werde: „Wie, schon angekommen?“ Natürlich weigerte er sich, niederzuknien und sich die Augen verbinden zu lassen. Er bat nur den Adjutanten, ihm zu zeigen, wie er sich stellen müsse. Er trat der zur Vollziehung der Hinrichtung befohlenen Abteilung von Soldaten gegenüber, welche dem Kommando „Fertig!“ entsprechend die Gewehre



Grabmal des Marschalls Ney auf dem Père-Lachaise in Paris.

umstehenden Truppen ausgehobene Auf „Es lebe der König“ beendeten den traurigen Akt.

Dieser schöne Tod machte großen Eindruck auf mich. Ich wandte mich zu dem Grenadierobersten August von Vorochejacquelein, der neben mir hielt und wie ich den Tod des „Tapfern unter den Tapferen“ betrauerte, und sagte: „Freund, da sieht man, wie man sterben muß!“

Von den zwölf Kugeln hatten elf getroffen; sechs hatten die Brust durchbohrt. Daß Ney selbst „Feuer“ kommandiert habe, wie man häufig lesen kann, ist eine irrige Angabe. Die Leiche blieb noch eine Viertelstunde liegen, während der Geistliche, der den Verurteilten begleitet hatte, kniend zu beten fortfuhr. Dann wurde sie nach einem Spital gebracht. Der Familie übergeben, fand sie ihre Ruhestätte auf dem Kirchhof Père-Lachaise.

Die Marschallin Ney hatte sich, um ein letztes Gnadengesuch anzubringen, schon früh am Morgen nach den Tuilerien begeben. Man hielt sie hin, bis man ihr gegen zehn Uhr sagen konnte: „Madame, die Audienz, die Sie nachsuchen, würde jetzt gegenstandslos sein.“

Nach abermaliger Flucht der Bourbonen im Jahre 1830 betrieb die Familie Neys die Wiederaufnahme des Prozesses, und viele Juristen ermutigten sie dazu; doch wurde dem Gesuch nicht stattgegeben, weil man sonst gar zu viele politische Prozesse hätte wiederaufnehmen müssen. Die provisorische Regierung, die sich nach der Vertreibung König Ludwig Philipps im Jahre 1848 bildete, löste die Frage in der Weise, daß sie beschloß, es solle an der Stelle, wo Ney erschossen wurde, eine Bildsäule des Marschalls auf Staatskosten errichtet werden. Diese Bildsäule ist im Jahre 1853 enthüllt worden.

Blätter und Blüten

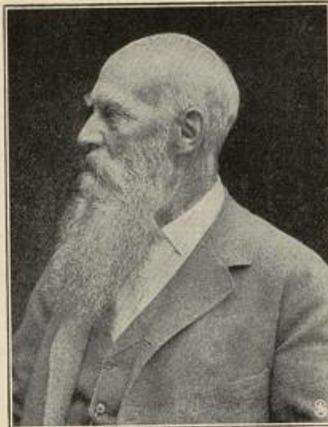
Das Pflegehaus unseres Vaterländischen Frauenvereins in Nizza gehört zu den segensreichen Veranstaltungen werthätiger Menschenliebe. Um auch unbemittelten Kranken den Aufenthalt an der teureren Riviera zu ermöglichen, hat der Vaterländische Zweigverein von Nizza vor einigen Jahren das Gebäude errichtet, in dem deutsche Reichsangehörige zu dem sehr geringen Preis von 2½ bis 5 Franken Wohnung und gute Kost sowie ärztliche Behandlung erhalten. Viele sind bereits wesentlich gebessert, manche geheilt in die Heimat zurückgeführt, alle voll Dank für die liebevolle Pflege in der wohlgeleiteten Anstalt. Diese kann natürlich aus den geringen Pensionsgeldern nicht erhalten werden und bittet deshalb um Beiträge von solchen, die mit Glücksgütern gesegnet sind und gern an einem guten Werk sich beteiligen. Aufnahmeversuche von Kranken sind zu richten

an die Präsidentin des Vereins, Frau von Zelowski-Denzin in Lauenburg, Pommern.

Herzog Georg II. von Meiningen. (Mit dem Bildnis auf der folgenden Seite.) Am 2. April begeht der greise Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen seinen 80. Geburtstag. Das Bild des Fürsten, dessen hohe Gestalt mit dem weißen, wallenden Barte, den klugen und gütigen Augen auf den ersten Blick einnimmt, ist jedem Deutschen gegenwärtig, und ebenso hat das Wirken des Herzogs nicht nur für sein eigenes Land, sondern für ganz Deutschland hohe Bedeutung gehabt. War es doch Georg II., der mit seinen „Meiningern“ eine Glanzzeit der deutschen Schauspielkunst heraufbeschwor, dessen kunstsinziger Wille die Regie und Inszenierung unserer Bühnen von Grund auf umgestaltete, der mit großen persönlichen Opfern in seiner Residenz eine

Musterbühne schuf, die maßgebend wurde für viel größere und bedeutendere Theater. Seinen künstlerischen Neigungen lebend, gleich einem feinsinnigen und unabhängigen Privatmanne, tritt der große Herzog nicht oft vor die Öffentlichkeit, sondern teilt, bald hier, bald dort auf einem seiner idyllischen Landsitze weiland, seine Ruhe mit seiner vor 30 Jahren ihm angetrauten dritten Gemahlin, der jetzigen Freiin von Heldburg, die als „Ellen Franz“ einst eine gefeierte Schauspielerin war, dem Herzog also in seinen liebsten Interessen verwandt ist. Die philosophische Fakultät der Universität Jena hat den um Schillers unsterbliche Werke so hochverdienten Herzog Georg II. zum Ehrendoktor ernannt in einem Diplom, das seiner Verdienste rühmend gedenkt. Möge der Lebensabend des großen Fürsten, der die große Zeit unseres Vaterlandes in Krieg und Sieg warmherzig miterlebte, ungetrübt schön und friedlich sein!

Künstliche Rubine sind die allernueste Erfindung der Technik. Die schönen roten Edelsteine, die insbesondere aus Indien, Ceylon und Persien stammen, und deren Analyse ergibt, daß sie aus mit etwas Chrom gefärbtem kristallisiertem Aluminiumoxyd — das ist gemeiner Lehm — bestehen, werden seit einiger Zeit, insbesondere durch gepulvertem Aluminiumoxyd, dem etwas Chromsäure beigemischt wird,



G. Haupp, Dresden, phot.

Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen.

schwebende Masse zur Reaktion bringt und gleich darauf die auskristallisierten und abgelichteten Edelsteine umsonst an die Zuschauer verteilen läßt. Selbstverständlich erregen diese Kunststücke in Fach- und Laienkreisen das allergrößte Aufsehen. Hervorragende englische Journale bringen die Abbildungen dieser und ihrer anderen verblüffenden Produktionen, bei denen durchweg sehr hohe Temperaturen von 3000 bis 3600 Grad verwendet werden. Wie Hererei erscheinen das Durchlöcheren von massiven Stahlplatten in wenigen Sekunden, die Fabrication eines Gußstahlblocks in einem gewöhnlichen, von einem Zuschauer entleerten Zylinderhut, sogenanntes „flüssiges Licht“ unter Wasser, und der Glanzpunkt: die Erzeugung einer 3600 Grad heißen Schmelzmasse im Innern eines Eisblocks: was alles aber nichts anderes ist, als die Anwendung der Chemie der hohen Temperaturen.

Dr. E.

Von den Hochwasser-Überschwemmungen im März. (Zu den untenstehenden Abbildungen.)

Seit Menschengedenken hat der Wasserstand der Nord- und Ostsee eine solche Höhe wie Mitte März nicht erreicht, die Verheerungen, die das von orkanartigen Stürmen aufgepeitschte Hochwasser an allen Küsten angerichtet hat, sind geradezu beispiellos, und ebenso brachten im Westen und Osten die hochgehenden Ströme unübersehbar Schaden



Ein Teil der unpasseierbaren Rheinpromenade in Emmerich a. Rh.



Aus Hehdetrug in Ostpreußen.

künstlich dargestellt und kommen von Paris aus in den Edelsteinhandel. Wer also künftig Rubine kaufen will, muß sich vom Juwelier

helfen die Garantie geben lassen, daß er keine sogenannten „Reconstrués“ erhält; denn während ein Karat indischer Rubins 200 bis 300 Mark kostet, werden die künstlichen, die sich für den Laien von jenen absolut nicht unterscheiden, mit fünf bis zehn Mark fürs Karat gehandelt. So ist das Fabrizieren von Rubinen eigentlich auch schon kein einträgliches Geschäft mehr. In dieser Erkenntnis zeigt zurzeit eine junge Dame, die anscheinend bei einem hervorragenden Fachmann auf diesem Gebiete als Assistentin oder Laborantin gearbeitet hat, die Fabrication echter Rubine auf großen Varietésbühnen in England, indem sie vor den Augen des Publikums ihre vermutlich aus



Überschwemmte Straße in Antwerpen. Von den Hochwasser-Überschwemmungen.

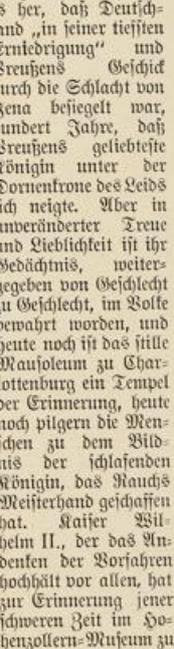
an Gut und Leben. Unsere drei Bilder von verschiedenen Stätten der Überschwemmungsgebiete vermögen es besser als Worte, die drohende Gefahr und die erlittenen schweren Schädigungen zu schildern. Der be anders hart betroffene Kreis Hehdetrug in Ostpreußen und der Ort selbst waren auf die Katastrophe völlig unvorbereitet, viele Frauen und Kinder wurden nur durch das Eingreifen der Pioniere gerettet. In der blühenden Rheinstadt Emmerich sind die Verwüstungen entsetzlich. Das Hafenviertel von Amsterdam stand völlig unter Wasser, die Sturmflut trieb die schäumenden Bogen der Schelde aus ihren Ufern, und aus Blijssingen, Dordrecht und Schiedam kamen gleiche Schreckensnachrichten. Daß auch die deutschen Seebäder sehr gelitten haben — in Nordsee z. B. ist der ganze, zwischen Ost-

bude und Wilhelmshöhe liegende Dünentempel mit samt der Wilhelmshöhe fort-

Aluminiumoxyd, Chrom und einem Schmelzmittel be-

gerissen — wird viele unserer Leser, die gewohnt sind, dort Erholung zu suchen, schmerzlich interessieren.

Die Gedenkstätte der Königin Luise im Hohenzollern-Museum zu Berlin. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Hundert Jahre ist es her, daß Deutschland „in seiner tiefsten Erniedrigung“ und Preußens Geschick durch die Schlacht von Jena besiegelt war, hundert Jahre, daß Preußens geliebteste Königin unter der Dornenkrone des Leids sich neigte. Aber in unveränderter Treue und Lieblichkeit ist ihr Gedächtnis, weitergegeben von Geschlecht zu Geschlecht, im Volke bewahrt worden, und heute noch ist das stille Mausoleum zu Charlottenburg ein Tempel der Erinnerung, heute noch pilgern die Menschen zu dem Bildnis der schlafenden Königin, das Rauchs Meisterhand geschaffen hat. Kaiser Wilhelm II., der das Andenken der Vorfahren hochhält vor allen, hat zur Erinnerung jener schweren Zeit im Hohenzollern-Museum zu Berlin ein zweites Rauchsches Monument der Königin Luise aufstellen lassen und so eine feierliche kleine Gedenkstätte geschaffen, die viel Andächtige zum idyllischen Monbijousschloß locken wird. Auf den ersten Blick glaubt man, den bekannten Sarkophag des Mausoleums vor sich zu haben, bei eingehender Prüfung aber merkt man bald, daß die Auffassung der beiden Monumente verschieden, die Lage der getrennten Arme, die Kopfhaltung hier eine andere ist als auf dem früheren. Rauch selbst hat dem hier abgebildeten Denkmal den Vorzug gegeben, und in der Tat drückt es in Haltung und Ausdruck den Schlaf der königlichen Frau noch lieblicher und ungezwungener aus. Nichts von der Starrheit des Todes haftet diesem wundervollen Kunstwerk an.



Grabdenkmal der Königin Luise im Hohenzollern-Museum zu Berlin.

Friedrich Halm. (Mit dem nebenstehenden Bildnis.) Unter dem wohlbekannten Dichterpseudonym Friedrich Halm verbirgt sich ein hochadliger Name, Eustigius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghaußen; aber wenn man am 2. April d. J. die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages feiert, wird nur des adligen Generalintendanten gedacht werden. Es gab eine Zeit, wo Friedrich Halms Name auf aller Lippen schwebte, wo jeder Bach sich für den „Sohn der Wildnis“ schwärmte und die süßen Liebesverse auswendig wußte, mit denen der tropische „Ingomar“ gezähmt ward. Aber diese Zeit ist vorüber. Selbst Halms bestes und kräftigstes Werk „Der Fiedler von Ravenna“ erscheint nur ausnahmsweise noch auf dem Spielplan unserer Theater, denn unser Geschmack hat sich gewandelt, wir verlangen kräftigere Kost, andere Probleme. Halm ist uns zu weich, zu süß, seine Dramen atmen eine ausgesprochen lyrische Stimmung, es fehlt die fortwährende Gewalt, die Größe. Eine fast krankhafte Sentimentalität beherrschte den späteren Halm sehr zum Schaden seines Schaffens, das manche Schönheit anweist. Halm war ein entschiedener



Friedrich Halm (E. J. v. Münch-Bellinghaußen).



Königin Amalie von Portugal.

Meister der dramatischen Form, der auch unsympathische Stoffe zu verklären wußte, dank einem Stimmungsreiz, der nie die Wirkung verfehlte.

Königin Amalie von Portugal. (Mit dem obenstehenden Bildnis.) Der 15. Internationale Kongreß für Medizin, der am

19. April in Lissabon tagen und vom König persönlich eröffnet werden wird, hat die Königin Amalie zur Vorsitzenden ernannt. Eine seltene Auszeichnung, zumal sie nicht der Fürstin, sondern der hervorragenden, von Fachleuten ehrend anerkannten Ärztin gilt. Bekanntlich hat die am 28. September 1865 geborene Königin im Jahre 1898 vor einer Kommission hervorragender englischer Ärzte in London ihr medizinisches Examen abgelegt und glänzend bestanden. König Don Carlos von Portugal befindet sich also in den besten Händen, ihm steht in der Perion seiner Gattin der lieblichste „Leibarzt“ zur Seite; aber die königliche Ärztin stellt ihre Kunst auch den Armen bereitwillig zur Verfügung und ist eine eifrige Besucherin der Hospitäler und Missionen.

Der Wächter des Juliussturmes Feldwebel Fetzchenbauer. (Mit dem untenstehenden Bildnis.) Mit dem Depotvizefeldwebel Fetzchenbauer, der im Alter von 70 Jahren Ende Februar in Spandau

verstorben ist, ging das älteste Mitglied des aktiven Unteroffizierstandes der deutschen Armee und eins der verantwortungsvollsten dahin! War er doch der Gerberus, der den goldenen Kriegsschlag des Juliussturmes zu Spandau zu hüten hatte. Als diese 120 Millionen Mark seinerzeit vom Güterbahnhof nach der Zitadelle gebracht wurden, leitete Fetzchenbauer den Transport, überwachte die Lagerung dieser zwölfhundert — je 100 000 Mark in Goldstücken enthaltenden — Kisten und blieb dann als verantwortlicher Wächter dieser bedeutamen Kisten in Spandau. Jeden Tag einmal mußte er in Begleitung des wachhabenden Offiziers zum Juliussturm pilgern, Türen und Schloßer auf ihre Unversehrtheit hin prüfen und bei den regelmäßig stattfindenden Revisionen, die von einer Abordnung der Reichsschuldenkommission vorgenommen wurden, zugegen sein. Wir bringen das Bild des nun verstorbenen, pflichttreuen Mannes, der als Inhaber eines bescheidenen Einkommens über solche Reichthümer zu wachen hatte.

Die „Könige“ von Kamerun. (Mit den Bildnissen auf Seite 284.) Im Juli des Jahres 1884 haben in Deutschland weitere Kreise sich zum ersten Male mit den „Königen von Kamerun“ beschäftigt.



G. G. Fetzchenbauer.

Bismarck hatte die deutsche Kolonialpolitik eingeleitet, und der berühmte Forschungsreisende Gustav Nachtigal hütete am 14. Juni auch am Ufer des Kamerunflusses die deutsche Flagge. Man erfuhr damals, daß mit den „Königen“ jenes Landes Verträge abgeschlossen wurden. Es waren das aber eigenartige Könige. Das gesamte Volk der Dualla, das an der Mündung des Kamerunflusses wohnte, zählte damals 20 000 bis 30 000 Köpfe, und über dieses herrschten wohl an zwei Duzend Häuptlinge; jedes Dorf hatte seinen eigenen Häuptling. Englische Kaufleute nannten aber die kleinen Dörfer town oder Stadt, und den Häuptlingen legten sie den Titel King bei. Das liehen sich die Schwarzen gefallen und führten gern den Titel. Bei der deutschen Besitzergreifung von Kamerun waren unter diesen Häuptlingen King Bell und King Akwa am einflussreichsten, nach ihnen rangierten King Jogh und King Deido. Näher belegen waren diese Kings Idlane Kaufleute, die den Handel des Hinterlandes mit den Faktoreien an

der Küste vermittelten und dabei nicht schlechte Geschäfte machten. Von der Kultur waren sie jedoch erst halb belect. Nur zum Teil leidet sie sich europäisch; bei großen Ereignissen erschienen sie noch in ihrer Nationaltracht, und diese Ereignisse bildeten vor allem kleine Kriege, Überfälle, die mit dem Ausplündern des lästigen Konkurrenten zu enden gerudert wurden, sah die Hauptlinge nicht übel aus. In ihren mit schwarzen Affenfellen überzogenen Kriegshelmen boten sie ein malerisches Bild. Zum letzten Male zogen sie zum Kriege kurz nach der Flaggenhissung aus. Ein Teil der Hauptlinge unter Führung des King entspöte sich gegen die Deutschen und gegen King Bell, der mit ihnen hielt, während King Alwa eine etwas zweideutige Rolle spielte. Der Aufstand wurde vom 20. bis 22. Dezember 1884 durch deutsche Landungstruppen unter Admiral Knorr niedergeworfen. Seitdem fügten sich die Dualla in die neue Lage der Dinge. Den Hauptlingen fiel das um so leichter, als ihre Selbstherrlichkeit ursprünglich nicht groß gewesen war. Schmerzlicher empfanden sie, daß das von ihnen ausgeübte Handelsmonopol gebrochen wurde, aber Schaden hatten sie gewiß nicht davon, denn der Handel blühte um so kräftiger auf; das Land erhielt geordnete Verhältnisse, Schulen, Pflanzungen. Wer nach fünfzehn und zwanzig Jahren Kamerun besuchte, konnte das auf den ersten Blick erkennen. Der alte King Bell war gestorben, aber sein Sohn Manga Bell stand sich besser. Sein Vater hatte noch in einer einfachen Hütte gewohnt, Manga Bell ließ sich ein Haus mit Veranda und Säulengängen bauen, das schon den Namen eines Palastes verdiente. Vor vier Jahren war er auch nach Deutschland herübergereist und hatte hier alles Nützliche zur Ausstattung seiner Wohnräume mitgebracht. Rings um sein Haus liegt aber eine Anzahl kleiner Wellblechhäuser, in denen seine zahlreichen Frauen und Kinder wohnen. Einfacher lebt einer seiner Söhne, Rudolf Bell, der in Deutschland eine Zeitlang ausgebildet wurde und als Christ nur mit einer Frau verheiratet ist. Ähnlich, wenn auch in geringerem Maße, hat sich die Lage der anderen Kamerunkönige gebessert, so weit sie eben strebsam waren. Der Verkehr mit ihnen war aber nicht immer leicht, durch ihre Ansprüche bereiteten sie den Kolonialbehörden manche Schwierigkeit, und in letzter Zeit haben sich die Reibungen zugehäuft. Die Könige wurden infolge einer Beschwörung über den Gouverneur an das Kolonialamt verhaftet und zu schweren Strafen verurteilt. Ihre Beschwerden blieben nicht unerhört; man erkannte in Deutschland bald, daß sie bedauerlicherweise zu hart gerichtet wurden, und Anordnungen sind getroffen, daß die peinliche Angelegenheit in mildem und gerechtem Sinne geordnet werde. In den Sympathien für diese „armen Könige“ dürfen wir aber nicht zu weit gehen. Mag Manga Bell seine europäischen Gäste mit Champagner bewirten, mag seine Schwester Prinzessin Franziska im Kleidern Modestoffen erscheinen, vergessen darf man nicht, daß die Kultur in diese



King Alwa.



Manga Bell.



Rudolf Bell.



Rehle & Co., München, vhol.

Antike Gewandfigur. Von der Ausstellung des Bayerischen Museumsvereins in München.

den blieben nicht unerhört; man erkannte in Deutschland bald, daß sie bedauerlicherweise zu hart gerichtet wurden, und Anordnungen sind getroffen, daß die peinliche Angelegenheit in mildem und gerechtem Sinne geordnet werde. In den Sympathien für diese „armen Könige“ dürfen wir aber nicht zu weit gehen. Mag Manga Bell seine europäischen Gäste mit Champagner bewirten, mag seine Schwester Prinzessin Franziska im Kleidern Modestoffen erscheinen, vergessen darf man nicht, daß die Kultur in diese

Familien noch nicht tiefer gedrungen ist. Nur zu leicht neigen sie zu Selbstüberhöhung und Unbotmäßigkeit, und zu viel Güte und Sühne könnte sie leicht zu ihrem eigenen und der Kolonie Schaden zu Überhebung verleiten.

Seltene Kunst. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Jüngst tagte im Ausstellungsgebäude der Münchener Sezession eine vom Bayerischen Museumsverein veranstaltete Ausstellung, die aus den vielen im Privatbesitz seiner Mitglieder befindlichen Antiken zusammengestellt war. Unter den Statuen, die in hohem Grade das Entzücken der Beschauer erregten, war auch die hier abgebildete Gewandfigur aus dem Besitz des Herrn Dr. Paul Arndt. Der glückliche Besitzer hatte diese kaum 70 Zentimeter hohe weiße Marmorstatuette seinerzeit von einem römischen Antikenhändler erstanden. An der sonst unverletzten Plastik bemerkte man nur ein paar unbedeutende kleine Ergänzungen, die aber so vorzüglich gearbeitet und eingesezt sind, daß selbst der geübteste Archäologe sie erst finden muß. Wundervoll ist die Haltung der mit einem wallenden Chiton bekleideten Gestalt, interessant auch die Gewandung. Ein breites, über die Schulter laufendes Band hält den Chiton, der leicht von der rechten Schulter herabgleitet und an der Taille durch die linke Hand gefaßt wird, während er ein wenig über die rechte Hand nach vorwärts geschoben ist. In der ruhigen Haltung der Figur sieht die Bewegung des anmutig friierten Kopfes in schönem Gegensatz. Die junge Frau scheint mit leuchtend geniegem Haupt die Wirkung des Faltenwurfes zu prüfen — besonders reizvoll ist die Bewegung von Schulter und Hüfte. Nach dem Urteil bekannter Fachleute wie Foubin, Paris haben wir ein Werkden vor uns, das im zweiten oder dritten Jahrhundert v. Chr., in der Periode der großen Skulpturen entstanden ist und den Nachbildungen zugezählt werden muß, die die Arbeiten der berühmten Meister dem Publikum zugänglich machten.

Magnetoperation im Mittelalter. Unsere Augenärzte haben besondere Magnete, um Eisen splitter, die den Arbeitern in Maschinenfabriken oder Schlossereien ins Auge drangen, zu entfernen. Die Methode ist weit älter, als man denkt. Schon Hieronymus Brunshwyl, ein Straßburger und der erste deutschschreibende Chirurg, gibt im 15. Jahrhundert die Methode also an, wenn etwas ins Auge gesprungen: „— ob es aber war von eyen figelet (Felsicht), so sper das aug etwas auf, und heb darfür (davor) ein magnetenstein, der zeucht (zieht) das an sich.“

Ubrigens kennen schon die alten Beden der Juder eine ähnliche Methode, denn in der Ayur-Veda, die um Beginn unserer Zeitrechnung entstand, heißt es schon „eine eiserne Pfeilspitze, die in der Richtung der Gewebesfasern (der Muskeln) liegt, . . . kann ausgezogen werden mit dem Magneten“.

Denkmal für König Humbert in Verona.

(Zu der nebenstehenden Abbildung.) Am 17. März dieses Jahres ist in Verona ein Denkmal König Humberts enthüllt worden, zum Gedächtnis des Herrschers, dessen loyale Politik, dessen warme Vaterlandsliebe ihm für immer die Verehrung seines Volkes und die Hochachtung der Welt sichern — zur Erinnerung an den Aufenthalt des Königs in der 1882 von Überdammungen schwer heimgesuchten Stadt. Das Denkmal stellt den Herrscher, der im Volke „Der Gute“ genannt wird, im einfachen bürgerlichen Kod dar, es ruht auf einem granitnen Sockel und ist eine Schöpfung des Bildhauers Romeo Christiani.



Denkmal König Humberts in Verona. Ausgeführt von Romeo Christiani.



Vorm Tore.
Gemälde von Paul Hey.

